Jahrgang 38 • Heft 1 • 2009

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Jessica Haas, Stefan Laube und Werner Reichmann:
Was ist Elite?
- Regula Valérie Burri:
Aktuelle Perspektiven soziologischer Bildforschung
- Bernhard Schäfers:
Helmut Schelsky – ein Soziologe in der Bundesrepublik
- Hans-Georg Soeffner:
Die Kritik der soziologischen Vernunft

DGS DEUTSCHE
GESELLSCHAFT
FÜR SOZIOLOGIE

campus

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 1 • 2009

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).

Redaktion: PD Dr. Sylke Nissen und Thilo Fehmel, M.A., Universität Leipzig,
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig,
E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 03 41/97 35-648 (Redaktion)
oder -641 (G. Vobruba), Fax: 03 41/97 35-669.

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Hans-Georg Soeffner, E-Mail: Hans-Georg.Soeffner@kwi-nrw.de.

Vorstands- und Vorsitzarbeit: Dipl.-Soz. Dana Giesecke,
Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, 45128 Essen,
E-Mail: Dana.Giesecke@kwi-nrw.de, Tel.: 02 01/72 04-208, Fax 0201/72 04-111.

Schatzmeisterin: Prof. Dr. Beate Kraus, Technische Universität Darmstadt,
Institut für Soziologie, FB 2, Residenzschloss, 64283 Darmstadt,
E-Mail: Kraus@ifs.tu-darmstadt.de, Tel.: 0 61 51/16 34 67, Fax: 0 61 51/16 60 75.

Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS: www.sozioologie.de

Soziologie erscheint viermal im Jahr jeweils zu Beginn eines Quartals. Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main,
www.campus.de

Geschäftsführer: Thomas Carl Schwoerer

Programmleitung Wissenschaft: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Abonnenen- und Anzeigenbetreuung:

Beate Hildebrand, 0 69/97 65 16-812, b.hildebrand@campus.de

Bezugsmöglichkeiten 2009 für Nichtmitglieder der DGS:

Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat (print + online) 70 €;

Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 €;

Jahresabonnement Studenten/Emeriti (print + online) 30 €.

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag, Frankfurt 2009

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Druck Partner Rübelmann, Hemsbach

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	5
-----------------	---

Soziologie in der Öffentlichkeit

Jessica Haas, Stefan Laube und Werner Reichmann

Was ist Elite?	7
----------------------	---

Regula Valérie Burri

Aktuelle Perspektiven soziologischer Bildforschung

Zum Visual Turn in der Soziologie	24
---	----

Identität und Interdisziplinarität

Wissenschaftsrat

Stärken und Schwächen der Soziologie in Deutschland	40
---	----

Bernhard Schäfers

Helmut Schelsky – ein Soziologe in der Bundesrepublik	48
---	----

Hans-Georg Soeffner

Die Kritik der soziologischen Vernunft	60
--	----

Lehren und Lernen

Holger Lengfeld

Neuer Bachelor of Arts »Soziologie«

an der FernUniversität in Hagen gestartet	72
---	----

DGS-Nachrichten

Lars Gertenbach und Henning Laux

Vertraute Unsicherheit	76
Veränderungen in der Mitgliedschaft	85

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Arbeits- und Industriesoziologie	89
<i>Sektion</i> Jugendsoziologie	95
<i>Sektion</i> Soziologie der Kindheit	104

Nachrichten aus der Soziologie

Nachruf auf Christel Hopf	111
Habilitationen	113
Call for Papers	114
Visualisierung sozialer Netzwerke; Wozu empirische Sozialforschung; Professionalism in the era of complexity; Soziologische Bildungsforschung; Employment Uncertainty and Family Dynamics	
Tagungen	123
Polen – Migrationen und Transfers. Geschichte – Kultur – Gesellschaft – Wirtschaft	
Jahresinhaltsverzeichnis	125
Autorinnen und Autoren	129
Abstracts	130

»Viele Kritiker greifen schlechte Beispiele heraus und verallgemeinern sie. Wir müssen die Probleme aber konstruktiv angehen.«

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

wer spricht da? Ist es Günther Verheugen, der uns die Osterweiterung der Europäischen Union schmackhaft zu machen versucht? »Für eine Bewertung ist es zu früh ... Wir nehmen ... sehr ernst und forschen gerade nach den Ursachen.« Erklärt hier Joe Ackermann die Verantwortung der Banken in der Finanzkrise?

Nein. Es ist der Vizepräsident der deutschen Hochschulrektorenkonferenz, der zu BAMA Stellung nimmt: »Es gibt Probleme bei der Umstellung, aber niemand kann von einem Versagen des ganzen Systems sprechen. Die Kritik ist unverantwortlich. Die Studenten sind ohnehin extrem verunsichert.«¹ Ich habe in solchen Sachen nur ungern Recht. Aber ich wusste es: Die Kritiker sind schuld.

Der B.A. fasziniert auf eigene Art. Die Studierenden wollen ihn nicht, jedenfalls nicht als endgültigen Abschluss ihres Studiums. Befragt man B.A.-Studierende nach ihren Plänen, so strebt die weit überwiegende Mehrheit an, bis zum M.A. weiter zu studieren. Dafür mögen zahlreiche Motive ausschlaggebend sein – jedenfalls treffen sie sich mit der Nachfragesituation auf dem Arbeitsmarkt: Die Mehrzahl der potentiellen Arbeitgeber kann mit dem B.A. nichts anfangen. Und die Profs dazwischen? Sind zerknirscht. Ich habe dazu bedauerlicherweise keine belastbaren Daten, aber ich höre: Wir haben uns einreden lassen, dass die Anderen bereits umstellen, dass wir ohnehin schon die Letzten sind, dass wir elend übrig bleiben, wenn wir nicht ... Wir haben uns nicht ausreichend untereinander verständigt. Es ging alles zu rasch.

Eine Kollegin meinte, seit sie erlebt hat, wie Mehrheiten gegen ihren Willen den Übergang zu BAMA vollziehen, versteht sie auch weit dramatischere politische Selbstüberwältigungsprozesse besser.

Jedenfalls können wir jetzt sehen: Eine Minidosis an vorausseilendem Gehorsam bei jedem der vielen kleinen Schritte auf dem langen Weg der

¹ Alle Zitate aus »Die Kritik ist unverantwortlich.« Rektor Wilfried Müller verteidigt das neue Studiensystem. Interview in der Süddeutschen Zeitung, 29. September 2008. S. 16.

Implementation macht aus einem unverbindlichen Ideenpapier der EU-Bildungsminister hunderte neue Studienordnungen, an denen fast alle mitgewirkt haben und die fast niemand will.

BAMA ist eine hochschulpolitische Baustelle und wird bis auf weiteres eine hochschulpolitische Baustelle bleiben. Klar, das nervt, aber umso wichtiger, dass wir uns damit abgeben. Welche Möglichkeiten zeichnen sich ab?

Wenn sich der Staub ein wenig gelegt hat, die Einschreibeprogramme endlich überall funktionieren und mehr Empirie zu den Studienwünschen und -erfahrungen da ist, wird der nächste Streit darum gehen, ob die B.A.-Studiengänge verlängert oder verkürzt werden sollen. Also entweder eine Durchbruchstrategie, mit der der B.A. als Regelstudienabschluss gefestigt wird. Oder der geordnete Rückzug und die halboffizielle Bestätigung, dass der B.A. tatsächlich eine »Studienabbrecherbescheinigung« darstellt.

Bei der ersten Möglichkeit, der Durchbruchstrategie, wird die B.A.-Studiendauer auf, sagen wir, vier Jahre verlängert. Daran anschließend gibt es dann zwei Möglichkeiten. Entweder, es folgt ein M.A. Der wird unter zwei Jahren wohl kaum zu machen sein. Also sind wir bei sechs Jahren bis zu dem Abschluss, der etwa dem Magister/Diplom entspricht. Und dann vielleicht noch drei Jahre bis zur Promotion. Also neun Jahre. Oder es kommt zur allgemeinen Nutzung von short-track-Regeln. Das läuft dann auf die Abschaffung des M.A. hinaus.

Bei der zweiten Möglichkeit, dem geordneten Rückzug, wird der B.A. auf zwei Jahre verkürzt. Wird der Abschluss damit völlig unbrauchbar? Für die Beteiligten wohl, nicht aber für die Akademiker(innen)statistik. Denn auch geregelte Ausstiege nach einem vier-semesterigen B.A.-Studium könnten als akademische Abschlüsse verbucht werden.

Ich weiß schon, man kann darüber nicht so offen reden. Doch ganz unter uns, liebe Hochschulpolitiker, wir könnten uns doch augenzwinkernd so verständigen: BAMA bringt die notorisch niedrige Akademikerquote Deutschlands auf EU-Niveau. Fein. Aber hätte man das nicht einfacher haben können? Zum Beispiel, indem man die Krankenschwestern zu Akademikerinnen macht? Das hätte nur eines Federstrichs bedurft.

Ihr

Georg Vobruba

Was ist Elite?

Zu den Deutungsunsicherheiten im Übergang zur
Exzellenzuniversität

*Jessica Haas, Stefan Laube und Werner Reichmann**

1. Einleitung: Unsicherheitsstrategien im Umgang mit »Elite« und »Exzellenz«

Die seit dem Jahr 2005 über die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) abgewickelte Exzellenzinitiative von Bund und Ländern hat in Deutschland eine teilweise hitzige Debatte über den Sinn der gezielten Förderung einzelner Universitäten ausgelöst. Während deren Verfechter von erhöhter internationaler Sichtbarkeit, nachhaltiger Festigung des Forschungsstandorts Deutschland und von der Schaffung hervorragender Bedingungen für den wissenschaftlichen Nachwuchs sprechen,¹ betonen Kritiker die Vernachlässigung »nicht-exzellenter« Universitätsstandorte, die ungleichen

* Wir danken Katja Lesche für die Hilfe bei der Auswertung der Daten der medialen Konstruktionen sowie Külvli Noor und Michael Schlichenmaier für das Durchführen der Interviews. Außerdem haben Marco Gerster, Danguole Kucinskaite, Nils Meise, Miriam Schneider, Melanie Schwarz und Niklas Woermann im Rahmen einer Interpretationsgruppe entscheidende Ideen zur Auswertung der Daten beige-steuert. Vielen Dank! Des Weiteren danken wir Marianne Egger de Campo und Richard Traunmüller für wertvolle Kommentare. Die Verantwortung für eventuelle Fehler liegt selbstverständlich bei den drei AutorInnen.

¹ Siehe zum Beispiel die Internetseiten der DFG und des Wissenschaftsrats: www.dfg.de/forschungsfoerderung/koordinierte_programme/Exzellenzinitiative/allgemeine_informationen.html und www.wissenschaftsrat.de/exini_start.html, Juli 2008.

Startbedingungen in den unterschiedlichen Regionen Deutschlands und beklagen nicht zuletzt – auf grundsätzlicher Ebene – die Ökonomisierung des Wissenschaftsbetriebs.

Wir sehen unsere Untersuchung nicht in der Reihe dieser kritischen Auseinandersetzungen mit der Exzellenzinitiative in Deutschland. Vielmehr wollen wir anhand empirischer Daten den unterschiedlichen Strategien im Umgang mit »Exzellenz« und »Elite« auf den Grund gehen. Da sich die Universität, an der wir tätig sind, im Wettbewerb um den Titel der Exzellenzuniversität behaupten konnte, ist es uns möglich, diese Thematik erstmals in Deutschland empirisch zu erforschen. Dabei stellen sich folgende Fragen: Wie begreifen Akteure in unterschiedlichen Positionen die neue »Exzellenz« ihrer Universität? Wie wird dieser neue Status nach außen dargestellt? Wie wird er von den Studierenden aufgefasst? Welche unterschiedlichen Strategien werden bei der Legitimierung für den neuen Status entwickelt? Welche Konsequenzen ergeben sich daraus?

Die wenigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die sich (zumeist theoretisch) den Begriffen wissenschaftlicher »Elite« und »Exzellenz« widmen, haben eine Gemeinsamkeit: Sie zeigen, wie unterschiedlich diese Begriffe verwendet und konstruiert werden. Im Heft 1/2007 der SOZIOLOGIE nahm Gerhard Wagner die Einführung so genannter »Networks of Excellence« durch die Europäische Union zum Anlass, sich über die Bedeutung von »Exzellenz« Gedanken zu machen. Dabei warf er die Frage auf, in welcher Weise sich wissenschaftliches Prestige, reines wissenschaftliches Kapital und die Nutzung von Wissenschaftsnetzwerken zu »Exzellenz« verschränken (Wagner 2007: 13ff.). Aus Wagners Überlegungen wird deutlich, dass die Kriterien, die für »Exzellenz« stehen, unklar und weitgehend aushandelbar sind.

Auch Richard Münch (2007) argumentiert, dass wissenschaftliche »Exzellenz« sozial verhandelt wird. Die Aushandlung dessen, was wissenschaftliche »Exzellenz« ausmacht, erfolgt nach Münch in einem Spannungsfeld, das einerseits durch den Druck zur Anpassung an internationale Strukturen der wissenschaftlichen Forschung gekennzeichnet ist. Die Möglichkeiten Einzelner, diese Strukturen zu verändern, sind begrenzt. Andererseits charakterisiert Münch das Spannungsfeld als Kampf um die symbolische Herrschaft im akademischen Diskurs. Sind traditionelle Argumentationsweisen innerhalb dieses Diskurses nicht mehr legitimiert, kommt es zu einer Neuplatzierung des akademischen Lebens. Die Neuerfindung von »Elite« und »Exzellenz« im deutschen Wissenschaftssystem

stellt eine derartige Rekonfiguration der strukturellen wie auch der symbolischen Lokalisierung der Akteure dar. Dabei bleibt die Neuerfindung von Elite nicht folgenlos, sondern bedingt Unsicherheiten. Wenn die »Enttäuschung von Erwartungen zum Dauerzustand wird« (Münch 2007: 13), blicken Akteure im akademischen Feld jedenfalls in eine unsichere Zukunft.

Selbst der Staat als wesentlicher Forschungsgeldallokateur ist sich nicht sicher, was wissenschaftliche »Exzellenz« ausmacht. Wenn er sich gezwungen sieht, Wissenschaft zu bewerten, bedient er sich dabei einerseits standardisierter, aber niemals unumstrittener Indikatoren. Andererseits verlässt er sich auf das »peer review«-System. Bei ersterem Verfahren kann der Staat selbst bestimmen, welche Kriterien für gute und schlechte Wissenschaft stehen (z.B. Patente, Publikationen, Nobelpreise, Start-up Firmen, etc.). Bei den »peer reviews« gibt der Staat die Bewertung zurück in die Hände der Mitglieder der jeweiligen wissenschaftlichen Communities. Daher sprechen Mattheis et al. (2008) auch von »gefühlter Exzellenz«. Die deutsche Exzellenzinitiative beruht zum größten Teil auf Gutachten von »peer reviewern«. Der Staat verlässt sich bei der Exzellenzinitiative in Deutschland also auf im »peer review«-Verfahren erstellte Gutachten und damit auf »esoterisches Wissen« (Mattheis et al. 2008: 333) der Fachgemeinde. »Esoterisch« wird das Wissen deswegen genannt, weil es vorgibt, auf rationalem Weg über die Effizienz der einzusetzenden Mittel Auskunft zu geben, letztendlich aber doch wieder auf der sozialen Konstruktion von Kriterien, die über »Exzellenz« entscheiden, beruht. Die Frage, ob die Geldgeber und die im »peer review«-Verfahren verwendeten Standards hinsichtlich ihrer Intentionen kompatibel sind, muss aus dieser Perspektive nicht zwingend bejaht werden.

Der hier referierten Literatur ist bei allen Differenzen gemeinsam, dass sie zeigt, wie heterogen die Begriffe »Exzellenz« und »Elite« konstruiert werden. Wir argumentieren, dass sich die heterogenen Konstruktionen auf der Ebene universitärer und medialer Akteure widerspiegeln und zu mehr oder minder stark ausgeprägten Deutungsunsicherheiten führen. Dabei stützen wir uns auf zweierlei: Erstens betrachten wir die Einführung wissenschaftlicher »Elite« in Deutschland als »Statuspassage« (Glaser, Strauss 1971). Zweitens untersuchen wir innerhalb des neuerdings »exzellenten« Universitätsfeldes erstmals empirisch die medialen und studentischen Strategien im Umgang mit dem neuen Label.

Glaser und Strauss stellen in »Status Passage« (1971) ein Konzept vor, das uns als Rahmen zur Analyse des Übergangs zu wissenschaftlicher »Eli-

te« geeignet erscheint. Die Statuspassage dient bildhaft als Brücke zwischen zwei unterschiedlichen Stufen bzw. Statuszuweisungen. Wir begreifen die Ernennung einer Universität zur »Elite« als Prozess, der sich als Durchschreiten der Statuspassage interpretieren lässt und interessieren uns dafür, wie diese Passage durchschritten wird. Es ist uns klar, dass der Begriff »Status« als einer der ältesten und elaboriertesten soziologischen Konzepte Konnotationen zu vielen klassischen und aktuellen soziologischen Diskussionen und Beiträgen hervorruft. Auf diese wollen wir aber auf Grund unseres spezifischen Erkenntnisinteresses, das sich ausschließlich darauf richtet, welche Strategien verschiedene Passagées und ihre Beobachter während der Passage erarbeiten, nicht eingehen.

Statuspassagen sind durch zweierlei potentielle Unsicherheitsperspektiven gekennzeichnet: »The clarity of the signs of passage, for the various parties, may vary from great to negligible clarity. It is clear to an applicant that he has been accepted into college when he receives notice of his acceptance, but a con man may turn a man into a mark, without the man's immediate recognition. The signs are not always so clear to the person himself, let alone to relevant parties who, like parents, may not recognize when their children are married« (Glaser, Strauss 1971: 5). Weder den Passagées selbst noch Außenstehenden oder den die Passagées lediglich Beobachtenden ist klar, ob, und wenn ja, worin sich die beiden Stationen der Passage unterscheiden.

Glaser und Strauss (1971) illustrieren derlei Deutungsunsicherheiten von an einer Statuspassage Beteiligten anhand vertrauter Beispiele wie Heiraten, Aufnahme in eine höhere Schule, Karriereverlauf, etc. Eine Universität, die von Repräsentanten und repräsentierenden Gremien des Staates von einer »normalen«, also von allen anderen Universitäten nicht unterscheidbaren, zu einer Eliteuniversität deklariert wird, passiert unserer Ansicht nach eine derartige Statuspassage. Sie unterscheidet sich aber von den beispielhaften Statuspassagen bei Glaser und Strauss (1971) hinsichtlich einiger Merkmale. Erstens handelt es sich bei der Universität um eine Organisation und nicht um einen individuellen Akteur. Sie lässt sich der Dreiteilung der Passagées bei Glaser und Strauss in »Collective, Aggregate, and Solo« (1971: 116ff.) nicht disjunkt zuordnen. Das hat vor allem forschungspragmatische Konsequenzen: Es ist nicht möglich, die Organisation als Entität während des Übertritts auf der Passage zu beobachten und zu beforschen. Folglich müssen wir innerhalb der Organisation unterschiedliche Akteursgruppen identifizieren und als »Bausteine« ihrer Organi-

sation analysieren. Zweitens wurde die Statuspassage »von oben« installiert. Sie entstand nicht auf Grund von im Alltag ad-hoc auftretenden Verhandlungen zwischen Akteuren. Vielmehr handelt es sich um eine bürokratisch organisierte Passage, deren Öffnung durch Anstrengungen der Universität einerseits und positive Gutachten andererseits möglich wurde. Glaser und Strauss würden eine derartige Passage »chartered passage« (1971: 85) nennen. Die von uns in den Blick genommene Statuspassage zeichnet sich aber gerade dadurch aus, dass ihr Ausgang und die tatsächlichen Konsequenzen des Passierens der Passage alles andere als klar sind. Das würde darauf hindeuten, dass der Aufstieg zur »Elite« eine Zwischenform aus »emergent« und »chartered passage« darstellt (Glaser, Strauss 1971: 85). Hervorzuheben ist auch, dass die Statuspassagen bei Glaser und Strauss (1971) von jenen, die sie installieren, kontrolliert werden wollen. Wie wir bei Mattheis et al. (2008) sehen, muss der Staat diese Kontrolle teilweise aus der Hand geben. Drittens ist die hier untersuchte Statuspassage in Deutschland neu und ihre Implikationen sind daher unbekannt. Während Akteure, die, um Beispiele von Glaser und Strauss (1971) weiterzuführen, kurz vor der Hochzeit stehen oder in ihrer beruflichen Hierarchie auf- oder absteigen, sich zumindest theoretisch in ihrem Umfeld informieren können, wie es jenseits der Passage aussieht, haben deutsche Eliteuniversitäten nicht die Möglichkeit, auf derartiges Wissen zurückzugreifen. Manche wagen den in vielerlei Hinsicht problematischen Vergleich mit den USA (vgl. dazu Münch 2007), um an derartiges Wissen zu gelangen. Andere lehnen den neuen Status von vornherein ab (vgl. dazu zum Beispiel Liessmann 2006). Viertens ist aber die Motivation, die Statuspassage zu betreten – von Glaser und Strauss (1971: 89ff.) als »desirability« bezeichnet – klar: Der Elitestatus für deutsche Universitäten bedeutet in erster Linie die plötzliche Verfügung über eine verhältnismäßig große Summe an Forschungsgeldern.

Statuspassagen implizieren also unter bestimmten Bedingungen Deutungsunsicherheiten. Die besonderen Merkmale der von uns behandelten Passage, nämlich dass ihr Ausgang und die Konsequenzen des Passierens unklar sind, bedingen derartige Deutungsunsicherheiten in relativ großem Ausmaß. Unser Argument lässt sich wie folgt zusammenfassen: Unterschiedliche Gruppen, die mit der Universität in Verbindung stehen, entwickeln unterschiedliche Strategien, um mit den Deutungsunsicherheiten, die rund um die Statuspassage zur Eliteuniversität entstehen, umzugehen. Das wichtigste Moment innerhalb dieser Strategien besteht – bei aller Unterschiedlichkeit im Detail – in der Suche nach Stellvertreterkategorien für

den Begriff der »Elite«. Das Problem, mit den Begriffen »Elite« und »Exzellenz« nur unsicher umgehen zu können, wird durch die Verwendung von Ersatzkategorien zu lösen versucht. Diese Ersatzkategorien helfen erstens Rechtfertigungen für den neuen Status zu finden, zweitens den Begriff »Elite« mit Inhalt zu füllen, drittens die Auswirkungen des neuen Status abzuschätzen, und schließlich fehlendes Wissen über den neuen Status zu kompensieren.

2. Die Datenbasis

Um die Deutungsanstrengungen von Beteiligten der Statuspassage der Universität Konstanz von einer »gewöhnlichen« zu einer Eliteuniversität zu untersuchen, werteten wir unterschiedliche Datenmaterialien aus. Unsere methodische Vorgehensweise orientierte sich an der innerhalb der »Grounded Theory« gebräuchlichen Methode des offenen Kodierens (Glaser, Strauss 1967). Anhand dieses Verfahrens bildeten wir Kategorien, die – zueinander in Beziehung gesetzt – die verschiedenen Dimensionen des Umgangs mit »Elite« und »Exzellenz« aufzeigen. Unsere Datenanalyse kann als »abduktiv« (Peirce 1965: 105f.) in dem Sinne bezeichnet werden, dass wir uns in der Analyse von überraschend neuen Erkenntnissen aus den Daten leiten ließen und uns im weiteren Verlauf zwischen theoretischen Erklärungsmodellen, in unserem Fall dem Konzept der Statuspassage, und dem Kodieren der Daten hin und her bewegten.

Wir untersuchten zwei unterschiedliche Perspektiven auf den neuen Elitestatus: (1) die Sicht der medialen Konstrukteure, das heißt der Journalisten und Universitätsrepräsentanten, und (2) die Sicht der Studierenden. Die Deutungsstrategien der medialen Konstrukteure analysierten wir anhand von 16 Zeitungsartikeln aus verschiedenen Zeitungen bzw. Magazinen (SPIEGEL, Süddeutsche Zeitung, Rheinische Post, Tagesspiegel, Die ZEIT und Südkurier) im Zeitraum vom 23. Juni 2005, dem Datum des Beschlusses der Exzellenz-Initiative, bis Ende 2007. In diesen Artikeln wird entweder exklusiv über die Universität Konstanz oder aber im Zusammenhang mit anderen Universitäten aus dem Auswahlverfahren berichtet. Weiterhin verwendeten wir 18 Pressemitteilungen der Universität Konstanz,

die sich mit der Exzellenzinitiative beschäftigen.² Wir zogen eine E-Mail des Rektors Gerhart von Graevenitz hinzu, die dieser nach der Entscheidung vom 19. Oktober 2007 an die Mitarbeiter und Studierenden der Universität verschickt hatte; außerdem eine Info-Broschüre über die »Exzellenzuniversität Konstanz«³ und eine Ausgabe der Uni-Zeitschrift »Campus«⁴. Die Analyse der Strategien der medialen Konstrukteure umfasst demnach sowohl die »Außensicht« der Journalisten auf die neue Eliteuniversität als auch die »Außendarstellung« bestimmter Repräsentanten der Universität Konstanz.

Die Sicht der Studierenden untersuchten wir anhand von 20 Leitfadeninterviews, die einerseits standardisierte Fragen enthielten. In allen Interviews wurde danach gefragt, wann und wo der Interviewpartner vom Elitestatus der Universität Konstanz erfahren hat, wie die erste Reaktion ausgefallen ist und welche Folgen der neue Status für die Universität im Allgemeinen und speziell für deren Studierende mit sich bringt. Andererseits wurden auch nicht-standardisierte Fragen gestellt, die sich aus dem Gespräch ergaben und die zur Explikation der Sichtweise der Studierenden dienten. In mehreren Gebäudeteilen der Universität wurden studentische Interviewpartner von zwei Interviewern zum Interview aufgefordert. Bis auf eine Verweigerung waren alle Angesprochenen bereit, sich interviewen zu lassen. Durchgeführt wurden die Interviews am 13. Dezember 2007 und am 16. Januar 2008.

3. Schöpfungsmythos, Idylle & Erfolgsslogans:

Legitimierungsstrategien wissenschaftlicher Exzellenz

Wird die Eliteuniversität Konstanz der Öffentlichkeit präsentiert, greifen die medialen Konstrukteure auf verschiedene Stellvertreterkategorien zurück, die für die unterbestimmten Begriffe »Elite« und »Exzellenz« eingesetzt werden. Diese Stellvertreterkategorien dienen dazu, den Übergang zum Elitestatus zu begründen und zu legitimieren.

2 Für die Öffentlichkeit zugänglich unter: www.uni-konstanz.de/news/?cont=pm&lang=de, Juni 2008.

3 Beiliegend in der universitätsinternen Zeitschrift uni'kon 28/07.

4 Ausgabe 11/2007.

Von Seiten der Medien und Unirepräsentanten werden dabei die Begriffe »Elite« und »Exzellenz« mit Bedeutungen versehen, die wenig mit hervorragender oder »exzellenter« Wissenschaft zu tun haben. Eine erste, wesentliche Strategie, die den Umgang mit dem Übergang zur Eliteuniversität kennzeichnet, ist die Aufrufung des *Schöpfungsmythos* der Universität Konstanz. Medial hervorgehoben wird zum einen der konkrete Entstehungszusammenhang der Universität, die der Legende nach 1965 auf einem Schmierzettel erstmals konzeptualisiert und von Lord Ralf Dahrendorf mitbegründet wurde. Damit eng zusammen hängt die reformatorische Idee der Universität Konstanz: Sie wurde als Reform- oder Modellhochschule gegründet; das heißt beispielsweise, dass es keine klassischen Fakultäten gibt, sondern Fachbereiche und eine zentrale Organisationsstruktur. Diese konkreten Gründungszusammenhänge werden als Erklärung für den Elitestatus herangezogen, indem die Universität als bereits von Anfang an elitär, weil »besonders«, dargestellt wird. So sagt beispielsweise der Rektor von Graevenitz in einem Interview: »Für die Universität Konstanz ist der Titel keine Überraschung. Sie beansprucht ihn seit ihrer Gründung« (Böhringer 2007). Sowohl von Universitätsrepräsentanten als auch von Journalisten wird das Bild einer Universität gezeichnet, die schon seit der Grundsteinlegung hohe Ziele hatte und diese kontinuierlich weiterentwickelt hat: Die Universität Konstanz steht demnach in einer elitären Tradition, die auf einer explizit elitären Grundhaltung basiert. Dass die Universität Konstanz Eliteuniversität wird, war – so die mediale Narration – schon von Anfang an klar, es scheint sich um eine Art »self-fulfilling prophecy« (Merton 1968: 477) zu handeln. Und das, obwohl zum Zeitpunkt der Gründung der Universität Konstanz die Exzellenzinitiative der DFG noch in ungeahnter Ferne lag. Retrospektiv wird ein elitärer Schöpfungsmythos konstruiert, der die unabdingbare Erfolgsgeschichte der Universität Konstanz enthält. Dieser Mythos hat die Funktion, die Wirklichkeit zu strukturieren und Sinn zu stiften: Durch die Vereinfachung der Geschichte und durch die Reduktion von Komplexität wird der unumgängliche Erfolg plausibilisiert. Die runde Geschichte, die dabei entsteht, wird der Öffentlichkeit als selbstverständlicher, zwangsläufiger, ja geradezu als »natürlicher« Verlauf der Dinge präsentiert.

Ergänzt wird das Heranziehen eines Schöpfungsmythos als Stellvertreter für »Elite« durch die Beschreibung der *Idylle*, die die Universität Konstanz umgibt. Die landschaftliche Umgebung spielt eine bedeutende Rolle, wenn es darum geht, den Elitestatus der Universität Konstanz aus Sicht

der Medien zu begründen. Die Verknüpfung des elitären Status mit der idyllischen Landschaft zeigt sich geradezu paradigmatisch in der wieder und wieder aufgegriffenen Phrase des »Klein Harvard am Bodensee« (z.B. Böhringer 2007). Bereits seit der Gründung erfolgt ein solcher Vergleich mit der amerikanischen Eliteuniversität – mal spöttisch, mal bewundernd, aber der Bodensee ist immer mit von der Partie. So wird in den einschlägigen Artikeln über die Vergabe des Elitestatus an die Universität Konstanz beschrieben, dass man von der auf dem Gießberg gelegenen Universität eine wunderschöne Aussicht auf den Bodensee, die Blumeninsel Mainau oder auch den schneebedeckten Schweizer Säntis habe – es sei eine »traumhafte Lage« (Böhringer 2007; Bebbler 2007). Universitätsrepräsentanten leiten aus dieser Landschaftsidylle eine geradezu »paradiesische« Vision ab. Man wolle, so der Sprecher des Exzellenzclusters Schlögl, mit Hilfe der Exzellenzgelder die Universität am Bodensee zu einer »Insel der Muße« machen (Schnabel 2006). Statements wie dieses erinnern an das antike Ideal der zweckfremden Existenz eines Philosophen, der sich ganz der Erkenntnis hingeben kann. Die Einreihung der Universität Konstanz in die Tradition der Forschung in »Muße« ist in den Augen der Unirepräsentanten und Medien eine nennenswerte Begründung dafür, dass elitäre Wissenschaft gerade an diesem Ort möglich ist. Wie die Idee des Schöpfungsmythos steht aber auch die Idylle, welche die Universität umgibt, nicht in direktem Zusammenhang mit exzellenter Wissenschaft. Hier zeigt sich deutlich, wie in den Medien mit Deutungsunsicherheit im Hinblick auf die Begriffe »Elite« und »Exzellenz« umgegangen wird: Für die Leserschaft verständliche und leicht zugängliche Bilder einer schönen Landschaft werden gezeichnet, die Assoziationen in Bezug auf die Örtlichkeit einer Universität auslösen, mit wissenschaftlicher Arbeit aber nicht direkt in Verbindung stehen. Die Schönheit des Ortes impliziert Perfektion, die zumindest in der Vorstellungswelt des Lesers auf exzellente wissenschaftliche Arbeit »in Muße« übertragen werden kann, auch wenn zwischen beiden kein zwangsläufiger Zusammenhang besteht. Man würde, um das Argument einmal andersherum zu denken, ja auch nicht von einer »hässlichen« Umgebung auf inhaltlich schlechte wissenschaftliche Arbeit schließen.

Drittens versuchen sowohl die Medien als besonders auch die Repräsentanten der Universität Konstanz, das exzellente wissenschaftliche Kapital der Universität konkret zu benennen. Dabei wird auf allseits beliebte Schlagworte oder *Erfolgslogans* zurückgegriffen, mit denen erfolgreiche Wissenschaft gerne umschrieben wird. So ist beispielsweise die Rede von

»Interdisziplinarität« – oder von »Irritationszusammenhängen«, wie sie von Schlögl (Bebber 2006) genannt werden: Durch Forschungsverbünde, die Einzelforscher unter einem Dach miteinander vereinen, soll Neues entstehen. Gerade auch »Kreativität« leiste einen Beitrag zur wissenschaftlichen »Exzellenz«; so lautet das bereits bewilligte Zukunftskonzept der Universität: »Modell Konstanz – towards a culture of creativity«. Weiterhin wird die Universität mit »Flexibilität« und Ideenreichtum in Verbindung gebracht: »wie ein Gipfelstürmer« habe die Universität Konstanz »viele überholt, die weitaus mehr an Größe und Tradition in die Waagschale werfen können. Klein und jung an Jahren, aber dafür wendig und ideenreich« (Seezeit Studentenwerk Konstanz 2007). Laut von Graevenitz habe sie sich so im bundesweiten Wettbewerb behaupten können (Seezeit Studentenwerk Konstanz 2007). Schließlich mache die »Leistungsstärke«, das »hohe Gesamtniveau« (Universität Konstanz 2007) Konstanz zu einer Universität mit außerordentlichem, ja elitärem wissenschaftlichem Kapital. Diese der Wirtschafts- und Werbesprache entlehnten Schlagworte tauchen im Zusammenhang mit der Erklärung des neuen Elitestatus der Universität immer wieder auf. Was exzellente Wissenschaft eigentlich sein soll, scheint den medialen Konstrukteuren so unklar zu sein, dass auf Allgemeinplätze wie »Interdisziplinarität« oder »Kreativität« zurückgegriffen wird. Diese Erfolgsslogans dienen als Ersatzqualitäten, um offensichtlich schwer messbare wissenschaftliche Leistungen der Öffentlichkeit zu präsentieren. Anstatt die innerwissenschaftlichen Exzellenzbegründungen mit Inhalt zu versehen, wird auf Schlagworte und Erfolgsslogans zurückgegriffen, die im öffentlichen Diskurs für exzellente Wissenschaft eingesetzt werden und nicht zuletzt den Zeitgeist bedienen.

Wir fassen zusammen: Unter Zuhilfenahme der drei Kategorien Schöpfungsmythos, Idylle und Erfolgsslogans wird der Elitestatus der Universität Konstanz medial und von Seiten der Unirepräsentanten konstruiert. Die außerwissenschaftlichen Ersatzqualitäten dienen dazu, den Elitestatus der Universität Konstanz zu begründen und zu legitimieren. Auffallend sind dabei die Widersprüche, die sich zwischen den einzelnen Ersatzkategorien ergeben. Einerseits scheint eine wichtige Aufgabe des Schöpfungsmythos darin zu bestehen, so etwas wie eine Tradition der »Elite« herzustellen. Wenn man schon nicht auf eine jahrhundertealte Geschichte zurückgreifen kann, dann zumindest darauf, dass der alternative Reformentwurf der Universität in den 1960ern geradezu zu wissenschaftlicher »Exzellenz« prädestiniert. In krassem Kontrast zur medialen Herstellung von Tradition steht

die mit Anglizismen aufgeladene Darstellung der Universität als flexibel, kreativ und interdisziplinär – Eigenschaften, die mit der Vorstellung von jahrzehntelangem einsamem, freiem und zweckfreiem Forschen in Muße wenig zu tun haben. Zwar ist nicht auszuschließen, dass vielleicht gerade die Spannungen zwischen den Konstruktionen von elitärer Tradition, zweckfreier Wissenschaft und effizientem, gewinnträchtigem Wissenschaftsunternehmen das exzellente Kapital der Universität Konstanz ausmachen. Festzuhalten ist jedoch, dass der Zusammenhang zwischen den verwendeten Exzellenzqualitäten und exzellentem wissenschaftlichem Arbeiten erstaunlich unterbestimmt bleibt.

4. Ambivalentes Kokettieren oder rigide Abgrenzung: Studentische (Nicht-)Identifikation mit wissenschaftlicher Exzellenz

In deutlichem Kontrast zu den Deutungsstrategien der Repräsentanten von Universität und Medien stehen die Ergebnisse der Befragung der Studierenden der Universität Konstanz. Studierende vergewissern sich des neuen Elitestatus nicht mittels Mythen oder Slogans, sondern suchen ihre gegenwärtigen und zukünftigen studentischen Positionen fragend mit dem Übergang zur Exzellenzuniversität in Verbindung zu setzen. Dabei lautet ihre unausgesprochene Frage: »Inwieweit bin ich selbst vom Übergang zu einer exzellenten Universität betroffen?«

Zwar umreißen Studierende mit »Freude« und »Stolz« ihre ersten Reaktionen auf die Bekanntgabe des neuen Elitestatus der Universität. Diese Emotionen werden jedoch nicht nur positiv geschildert, da sie nicht ungeprüft und in tief greifender Intensität erlebt wurden. »Oberflächlich«, berichtet ein Interviewpartner, »ist man natürlich Konstanzer Student und dementsprechend halt auch stolz«. Es handelt sich – so unsere ersten Kategorien – um rein *zeremoniellen Stolz* oder um *rituelle Freude*, also um Gefühle, die man eher auf Grund internalisierter Erwartungen Dritter empfindet oder zumindest im Interview schildert und die sich deutlich von Erfahrungen unterscheiden, die Durkheim (1998 [1912]: 297) als kollektives Sprudeln oder Übersäumen von Emotionen beschrieb.

Gleich unter der Oberfläche des zeremoniellen Stolzes und der rituellen Freude wird in allen Interviews deutlich, dass Studierende sich nicht tief

greifend und affektiv mit dem Übergang zur »Elite« identifizieren. Hier sind zwei unterschiedliche Strategien zu unterscheiden. Jene Studierenden, die die Exzellenzinitiative als das verstehen, was sie ist – nämlich eine Maßnahme zur Förderung der Forschung –, wenden eine Strategie der klaren *Abgrenzung* oder *Distanzierung* an. Da, wie ein Interviewpartner es formuliert, die Statuspassage zur Eliteuniversität »einen selber ja eigentlich nicht betrifft«, freut man sich bestenfalls der Form halber. Besonders »großartig« wird das Ereignis aber nicht bewertet und ein »einschneidendes Erlebnis ist es auch nicht gerade«. Der Grund für die Distanzierung der Studierenden lässt sich mit den Worten eines weiteren Interviewpartners auf den Punkt bringen: Der Elitestatus bringe »halt nur für die Uni was, für die Lehre und die Studis« ist sie aber »nicht großartig«.

Andere Studierende sind deutlich unsicherer bei der Einschätzung, ob sie nicht doch selbst von der Statusänderung der Universität betroffen sind. Diese Strategie nennen wir *ambivalentes Kokettieren*, da sich zeremonieller Stolz mit tief greifender Unsicherheit und mit Unwissen hinsichtlich der Auswirkungen und der Verbindlichkeit des neuen Status verbindet. Im Gegensatz zu Studierenden, die sich vom Elitestatus distanzieren, liebäugeln ambivalent Kokettierende mit verlockenden, letztlich aber völlig unbekanntem Auswirkungen des Elitestatus. Einerseits möchten Studierende »selber auch irgendeinen Vorteil«, etwa dass »viel mehr Vorlesungen und Seminare« angeboten werden oder sie im Rahmen eines geförderten Promotionsstudienplatzes »Geld von denen kriegen«. Den interviewten Studierenden dieses Typs ist ganz und gar unklar, inwieweit sie im Rahmen der Exzellenzinitiative Zugriff auf solch attraktive Förderungsmöglichkeiten erhalten. Um es mit einem bildhaften Ausdruck eines Interviewpartners zu formulieren: Letztendlich stellt sich die Frage, ob man selbst nicht vielleicht doch Passagée einer tief greifend erfreulichen Statuspassage ist, als »zweischneidige Geschichte« dar. Auf der einen Seite dieser Geschichte stehen die verlockenden Anreize, die Studierende sich von einer exzellenten Universität erhoffen. Auf der anderen Seite steht das Unwissen darüber, inwieweit die Verleihung des Elitestatus überhaupt Studierende inkludiert.

Die Wahl der jeweiligen Deutungsstrategie in Bezug auf den neuen Status der Universität – *Distanzieren* oder *ambivalentes Kokettieren* – dient Studierenden nicht, wie im Falle der medialen Deutungen, dazu, die Begriffe »Elite« mit Inhalt zu füllen oder die Verleihung des Status zu legitimieren. Studierende sind bestrebt, die Auswirkungen der Statuspassage auf sich selbst bzw. die Gruppe der Studierenden abzuschätzen. Sie sind herausgefordert zu über-

prüfen, inwieweit sie sich mit dem Elitestatus identifizieren. Dabei stehen sie vor dem Problem, mangelndes Wissen über die Reichweite und Auswirkungen der Statuspassage kompensieren zu müssen – die jeweilige Deutungsstrategie stellt hierfür spezifische und folgenreiche Lösungsansätze bereit.

Studierende, die sich der »Abgrenzungsstrategie« bedienen, lösen das Problem, indem sie auf eine Lesart von »Elite« rekurrieren, die derjenigen Münchs nicht unähnlich ist. Wissenschaftliche »Exzellenz« ist demnach »unmittelbar verknüpft« (Münch 2007: 11) mit der Verfügung und Verteilung von Forschungsmitteln. Sich abgrenzende Studierende definieren den neuen Status der Universität in erster Linie über die Verfügbarkeit finanzieller Mittel. Sie haben es deshalb vergleichsweise leicht, sich von der exzellenten Universität zu distanzieren, da in ihrer Lesart von »Elite« als reiner Verteilung von Forschungsmitteln nur diejenigen universitären Akteure profitieren, die an diesem Ort forschen. Positive Auswirkungen auf ihre Ausbildung – etwa die Teilhabe an durch die Exzellenzinitiative finanzierten Forschungsprojekten, die mit der Lehre verbunden werden – malen sich Studierende, die sich abgrenzen, nicht aus.

Anders ist es beim Spekulieren auf mögliche außerakademische positive Folgen für die persönliche Berufsbiographie, einer Haltung, die wir sowohl bei sich abgrenzenden als auch bei ambivalent kokettierenden Studierenden finden. Aussagen wie »es bringt halt vielleicht was, wenn ich später in den Beruf einsteige« oder »die Unternehmen hören das auch gerne, wenn man jetzt von der Elite-Uni ist« haben wir als *erhoffte Statusaufwertung für den Arbeitsmarkt* zusammengefasst.

Ambivalentes Kokettieren mit dem Elitestatus hat im Unterschied zur rigiden Abgrenzungsstrategie zusätzliche Folgen für die Abschätzung der Reichweite und Verbindlichkeit der Passage. Unsicherheit und Unwissen ambivalent Kokettierender bedingen einerseits gutgläubige, aber faktische *Falsch-Deutungen*. Falsche Deutungen kommen dort zum Tragen, wo etwa zusätzlich wahrgenommenes Lehrangebot der Exzellenzinitiative zugerechnet wird. So berichten Studierende vollmundig davon, dass »viel mehr Tutorien angeboten werden«, dass »es mehr Vorlesungen und Seminare« gäbe und wenn es auch nur »ein Seminar« ist, das »zusätzlich angeboten« wurde. Faktisch sind diese Veränderungen nicht auf den Geldregen des gewonnenen Elite-Wettbewerbs zurückzuführen, sondern speisen sich aus den seit dem Sommersemester 2007 in Baden-Württemberg erhobenen Studiengebühren. Auch Hoffnungen, dass »vielleicht bessere Leute herkommen, um dann als Dozenten zur Verfügung zu stehen«, scheinen weit hergeholt.

Im Gegenteil, das Exzellenzcluster an der Universität Konstanz ermöglicht Wissenschaftlern, lehrfrei zu forschen.

Eine zweite Folge ambivalenten Kokettierens ist der *Zukunftsfatalismus*, der bei der Suche nach Auswirkungen und im Abschätzen der Verbindlichkeit des universitären Elitestatus entsteht. Zukunftsfatalismus ist gleichsam die Kehrseite gutgläubiger Falsch-Deutungen. Hier werden nicht positiv wahrgenommene Veränderungen – wie das erhöhte Lehrangebot – fälschlich dem Elitestatus der Universität zugeschrieben, sondern Studierende fatalisieren das unbekannte, in der Zukunft liegende Ende der Statuspassage. Während für Rektor von Graevenitz schon mit Gründung der Universität klar war, dass es sich um eine Einrichtung mit elitärem Anspruch handelt, schien dieser Umstand Studierenden bis zur jüngsten Zuerkennung des Elitetitels verborgen geblieben zu sein.

Anders ist schwer erklärbar, dass sich Studierende erst jetzt, da der Elitestatus der Universität sozusagen »amtlich« ist, fragen, wie sie mit Elite und Exzellenz umgehen sollen und dabei ängstlich und unsicher werden.

Befürchtungen, »dass die Studiengebühren steigen« oder »ein höherer Erfolgsdruck möglicherweise« oder »dass so viele sich bewerben, dass sie nur noch die Besten wählen«, decken sich vielleicht mit den Zukunftsvorstellungen mancher Elitebefürworter, nicht jedoch mit den Veränderungen, die seit der Verleihung des Elitestatus an der Universität Konstanz eingetreten sind. Ob sich dies in Zukunft ändern wird und etwa die Masterstudiengänge der Universität auf Grund ihres elitären Status so viele Bewerber anziehen, dass nur ein Bruchteil akzeptiert wird, bleibt abzuwarten.

Zusammenfassend lassen sich die Kategorien, die Studierende zur Deutung des neuen Elitestatus zum Einsatz bringen, ähnlich der medialen Deutungsmuster als Ersatzkategorien begreifen, die benutzt werden, um die Deutungsunsicherheit zu bewältigen, die mit den Begriffen »Elite« und »Exzellenz« verbunden ist. Studierende motiviert allerdings weniger die Frage nach dem Grund der Zuerkennung von »Elite« oder die Frage nach der inhaltlichen Auffüllung des »Elite«-Begriffs. Während die medialen Strategien stark von einem geschichtlichen Blick zurück auf die angeblich immer schon vorhandenen elitären Charakteristika gekennzeichnet sind, richtet sich der Fokus der Studierenden auf die Gegenwart und vor allem auf die Zukunft, wenn es um die Frage geht, inwieweit sie vom Übergang zu wissenschaftlicher »Elite« betroffen sind. Zur positiven Identifizierung mit dem neuen Elitestatus der Universität eignet sich dabei weder die Distanzierungsstrategie noch die des ambivalenten Kokettierens.

5. Resümee: »I don't know what it means in Germany to be Elite-University ... «

Deutschlands Universitäten sind seit der ersten Runde der Exzellenzinitiative im Herbst 2006 nun auch per definitionem nicht mehr gleich. Einige durchlaufen seither eine Statuspassage zur Exzellenzuniversität. Neben den im Zusammenhang mit der Exzellenzinitiative betonten wirtschaftlichen und symbolischen Ungleichheiten zwischen einzelnen Universitäten (Münch 2007) haben wir dargelegt, dass die Statuspassage zu wissenschaftlicher »Elite« Deutungswidersprüche und Deutungsunsicherheiten mit sich bringt.

Anders als in der angelsächsischen Tradition ist der Elitebegriff in Deutschland äußerst negativ besetzt. Hierfür werden mehrere Gründe angeführt. Zum einen wird auf die problematische Verwicklung mit der nationalsozialistischen Ideologie hingewiesen. Des Weiteren widerspricht der Elitebegriff der nach 1945 lange Zeit gültigen Forderung nach einer egalitär geprägten Mittelstandsgesellschaft. Die Studentenbewegung rund um das Jahr 1968 trug das Ihre zu diesen Gleichheitsforderungen bei (Hartmann 2002: 10ff.). Ein weiterer Grund für die tief verankerte Ablehnung des Elitekonzepts besteht darin, dass seine Akzeptanz Unterschiede innerhalb der akademischen Gemeinde besonders offen legt und sichtbar macht (Einhäupl 2004: 54). Man denke nur daran, wie kontrovers die im Wissenschaftsbetrieb mittlerweile üblichen Rankings insbesondere von jenen diskutiert werden, die darin schlecht abschneiden. Die Vorstellung von Elite als undemokratisch und Distinktionen schaffend mag mit ein Grund für die von uns gefundenen Unsicherheiten im Umgang mit wissenschaftlicher Elite sein.

Die Studierenden kümmern sich wenig um derartige ideologische Fragen. Sie argumentieren angesichts der unbekanntenen Statuspassage pragmatisch: Warum soll man sich mit dem Siegel der Eliteuniversität schmücken, wenn man nicht in der Lage ist, einigermaßen klar zu bestimmen, was diese Elite ausmacht und was sie für die Studierenden bringt? Wissenschaftsjournalisten wiederum sind unsicher in der Bestimmung der Gründe, die zu einem erfolgreichen Passieren der Passage zur »Elite« geführt haben. Das mag auch an den Darstellungen der Universitätsrepräsentanten liegen, die sie interviewt haben. Lohnenswert wäre es jedenfalls herauszufinden, wie die nicht interviewten beteiligten Forscher die Statuspassage zur »Elite« bewältigen.

Es ist schließlich möglich, die Akteure in einem Bedeutungsraum zu lokalisieren, der sich in zwei Dimensionen erstreckt. Die erste Dimension spannt sich zwischen den Begriffen *Verklären* und *Verkennen* auf. Die zweite

ist zeitlich definiert und endet an den Polen *Vergangenheit* einerseits und *Zukunft* andererseits. Verklären lässt sich dabei eher der Vergangenheit, Verkenne eher der Zukunft zuordnen. Verklärt wird der neue Exzellenzstatus vor allem dann, wenn es um Begründungen von »Exzellenz« geht. Die natürliche Schönheit rund um die Universität wird ebenso betont wie die Gründung der Universität als Schöpfungsmythos verklärt wird. Besonders die Analyse der medialen Repräsentation der Universität Konstanz hat diese Verklärungsmechanismen und ihre Widersprüche aufgezeigt: Die Eliteuniversität Konstanz soll einerseits eine »Insel der Muße« sein, gleichzeitig wird sie aber als flexibles, innovatives und kreatives Wissenschaftsunternehmen dargestellt.

Die »Exzellenz« wird, insbesondere von Studierenden, auch verkannt. Sie wird entweder nicht wahrgenommen, ignoriert oder mit offensichtlich falschen Annahmen in Verbindung gebracht. Zukünftige Auswirkungen werden erhofft (Statusaufwertung für den Arbeitsmarkt) oder fatalisiert (erhöhter Leistungsdruck), sind letztlich aber völlig spekulativ.

Sowohl den Begründungsstrategien als auch den Strategien der identifikatorischen Abgrenzung von wissenschaftlicher »Elite« ist gemeinsam – und das ist das hervorstechend Interessante –, dass sie außerwissenschaftliche Kriterien heranziehen, um wissenschaftliche »Exzellenz« zu deuten. Faktische und angenommene Status-Passagées sehen sich gezwungen, auf Kategorien auszuweichen, die jedenfalls mit den von den Initiatoren der Exzellenzinitiative angelegten Kriterien für »Exzellenz« oder »Elite« nichts zu tun haben. Die für die Passagées notwendig gewordenen Ausweichstrategien fußen in Deutschland sicher auf einer mangelnden Tradition und Kultur wissenschaftlicher »Elite«. Es existiert ganz offensichtlich kein etabliertes, positiv besetzbares Deutungswissen darüber, wie der Übergang zur Exzellenzuniversität interpretiert werden kann, ohne auf Mythen oder Fatalisierungen zurückzugreifen. Dieses Manko führt offenbar dazu, dass sich Studierende allenfalls oberflächlich mit der Exzellenzuniversität identifizieren und dass Journalisten und Universitätsrepräsentanten über teils widersprüchliche, aber jedenfalls unterbestimmte Kriterien exzellenter wissenschaftlicher Praxis verfügen. Insofern unterscheiden sich die von uns untersuchten Akteure nicht von US-amerikanischen Gaststudierenden, die ihre Unsicherheit in Bezug auf die Deutung des neuen Elitestatus in Deutschland jedoch ganz klar explizieren. Einer unserer Interviewpartner, der gerade ein Auslandssemester in Konstanz absolvierte, meinte: »I just feel Elite-University in my head – it sounds good ... but I can't really say something about it, cause I don't know what it means in Germany to be Elite-University... «.

Literatur

- van Bebber, F. 2006: Das Wunder von Konstanz. Tagesspiegel, 13.11.2006. Online unter: www.tagesspiegel.de/magazin/wissen/gesundheit/art300,2054701 (letzter Aufruf im Juli 2008).
- van Bebber, F. 2007: Mini-Harvard am Bodensee. Spiegelonline, 19.10.2007. Online unter: www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,512438,00.html (letzter Aufruf im Juli 2008).
- Böhringer, Ch. 2007: Klein Harvard auf dem Berg. Die Zeit, 44, 25.10.2007. Online unter: www.zeit.de/2007/44/Uni-Konstanz (letzter Aufruf im Juli 2008).
- Durkheim, E. 1998 [1912]: Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Einhäupl, K.M. 2004: Elitebildung in der Wissenschaft. Politische Studien, 55 Jg., Heft 398, 49–57.
- Glaser, B.G., Strauss, A. 1967: The Discovery of Grounded Theory. Chicago: Aldine.
- Glaser, B.G., Strauss, A. 1971: Status Passage. London: Routledge.
- Hartmann, M. 2002: Der Mythos der Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Liessmann, K.P. 2006: Theorie der Unbildung. Wien: Zsolnay.
- Mattheis, H., Simon, D., Knie, A. 2008: »Gefühlte« Exzellenz – Implizite Kriterien der Bewertung von Wissenschaft als Dilemma der Wissenschaftspolitik. In H. Matt, D. Simon (Hg.), Wissenschaft unter Beobachtung: Effekte und Defekte von Evaluationen. Wiesbaden: VS, 446–486.
- Merton, R.K. 1968: Social Theory and Social Structure. New York: Free Press.
- Münch, R. 2007: Die akademische Elite. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Peirce, C.S. 1965: Three Types of Reasoning. In C. Hartshorne, P. Weiss (Hg.), Collected Papers of Charles Sanders Peirce; Band 5: Pragmatism and Pragmatism. Cambridge/MA: The Belknap Press of Harvard University Press, 94–111.
- Schnabel, U., Spiewak, M. 2006: Die Topografie der Exzellenz. Die Zeit, 43, 19.10.2006. Online unter: www.zeit.de/2006/43/B-Exzellenzinitiative (letzter Aufruf im Juli 2008).
- Seezeit Studentenwerk Bodensee 2007: Campuls. Das Hochschulmagazin von Seezeit. 11/2007.
- Universität Konstanz 2007: Exzellenzinitiative: Universität Konstanz wird Exzellenzuniversität. Pressemitteilung Nr. 131 vom 19.10.2007. Online unter: www.uni-konstanz.de/news/mittshow.php?nr=131&jj=2007 (letzter Aufruf im Juli 2008).
- Wagner, G. 2007: Does excellence matter? Eine wissenschaftssoziologische Perspektive. Soziologie, 36. Jg., Heft 1, 7–20.

Aktuelle Perspektiven soziologischer Bildforschung

Zum Visual Turn in der Soziologie

Regula Valérie Burri

1. Einleitung

Im Zuge der informationstechnischen Entwicklung und mit der damit verbundenen Verbreitung von Bildern hat sich eine zunehmende Zahl von Geistes- und Kulturwissenschaftlern mit der Frage des Bildes beschäftigt. Die interdisziplinären und teilweise heterogenen Perspektiven haben sich inzwischen zu einem bildwissenschaftlichen Forschungsprogramm zusammengeschlossen, das sich den historischen Kontexten von Bildern, ihrem ontologischen Status, ihren Produktions- und Rezeptionsbedingungen und schließlich auch Fragen einer allgemeinen Bildkultur widmet (vgl. als programmatischer Titel etwa Sachs-Hombach 2003). Für die Soziologie hingegen stellten Bilder – und die damit verbundene Frage der Visualität – lange Zeit kein Thema der Reflexion dar. Die »Klassiker« des Fachs entwickelten ihre Gesellschaftsanalysen, ohne die Bedeutung von Visualität für die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung (Marx), die Etablierung der Bürokratie (Weber) oder die Reproduktion sozialer Tatsachen (Durkheim) zu befragen. Auch die kritische Analyse kulturindustrieller Mechanismen durch die Frankfurter Schule verleitete Horkheimer und Adorno nicht dazu, sich mit den visuellen Aspekten dieser Industrie auseinanderzusetzen. Einen anderen Blick auf sein Untersuchungsobjekt warf hingegen Georg Simmel (1908), der die großstädtische Moderne unter der Perspektive sozialer Interaktionen untersuchte, wobei er das gegenseitige »Sich-Anblicken« als wichtige und für eine modern-urbane Gesellschaft konstitutive

zwischenmenschliche Wechselbeziehung begriff. Der Sehsinn, und damit auch die Visualität, werden dadurch zum Gegenstand soziologischer Analyse. Als einer der Wegbereiter soziologischer Bildforschung kann auch der österreichische Philosoph und Ökonom Otto Neurath gelten, der in den 1920er-Jahren in pädagogischer Absicht die »Wiener Methode der Bildstatistik« entwickelte, ein System von Piktogrammen, mit dem er das Erlernen von komplexen Sachverhalten erleichtern wollte. Spezifische Pionierarbeit hat Erving Goffman (1979) geleistet, der sich für die Soziologie erstmals mit Bildern im engeren Sinne, d. h. mit ihrer Bildlichkeit auseinandergesetzt hat. Seine Studie untersuchte, inwiefern genderspezifische Rollen in Werbebildern visuell repräsentiert und damit gleichzeitig stereotypisiert werden. Pierre Bourdieu hat sich ebenfalls mit Bildern auseinandergesetzt. In seiner gemeinsam mit Luc Boltanski, Robert Castel und anderen verfassten Studie zu den »sozialen Gebrauchsweisen der Photographie« werden Fotobilder als Ausdruck und Mittel sozialer Integration gewertet (Bourdieu et al. 1983 [1965]). Bekannt geworden ist auch sein später publizierter Band über die Struktur und Wirkungsweise des Fernsehens (Bourdieu 1998 [1996]).

Nebst diesen Arbeiten der Klassiker sind seit den 1980er Jahren zunächst vereinzelt, dann in zunehmend größerem Ausmaß neuere Studien entstanden, die sich mit Bildern aus einer soziologischen Perspektive auseinandersetzen. Der vorliegende Artikel gibt einen Überblick über diese Literatur. Um die aktuelle Entwicklung eines *Visual Turn* nachzuvollziehen, die durch interdisziplinäre Auseinandersetzungen geprägt ist, werden zunächst Studien im Bereich der Kulturwissenschaften und anschließend in der Wissenschafts- und Technikforschung vorgestellt. Schließlich wird auf aktuelle bildsoziologische Perspektiven in der Soziologie eingegangen.

2. Bildkritik, Blickregimes und Visuelle Kultur:

Visuelle Repräsentationen in den Kulturwissenschaften

Im Gegensatz zur Soziologie haben sich die Kulturwissenschaften und die interdisziplinäre Wissenschafts- und Technikforschung seit längerem mit Bildern auseinandergesetzt. Die Kulturwissenschaften haben dabei das Aufkommen der visuellen Kultur beobachtet und historisiert. Insbesondere die angelsächsischen *Cultural Studies* haben unter Einbezug von kunst-, film- und medienwissenschaftlichen Ansätzen die zunehmende Diffusion

von Bildern als (post-)modernes Phänomen problematisiert. Unter dem Begriff *Visual Culture* wurden seit den 1990er Jahren mehrere Sammelbände und Monografien publiziert, die sich mit diesem Phänomen beschäftigen.¹ Aufbauend auf den Arbeiten von Walter Benjamin, Michel Foucault und Roland Barthes entstanden Studien zu spezifischen Sichtbarkeitstechniken und -regimes (z.B. Stafford 1996; Bruhn 2003), zur Semantik, Grammatik oder Pragmatik von Bildern (z.B. Sachs-Hombach, Rehkämper 1999; Sachs-Hombach 2001) sowie im weitesten Sinne zu einer Geschichte des Sehens, die die Techniken des Beobachtens (Crary 1990) und geschlechts- oder kulturspezifische Aspekte des Blicks (etwa Duden, Illich 1995) mit einschließt. Der »kontrollierende Blick« des neuzeitlichen Vernunftsubjekts, dessen Entstehung Michel Foucault am Beispiel des Panopticon und des ärztlichen Blicks beschrieben hat, steht dabei im Zentrum einer (post-)modernen Sehkritik.

Einer der bekanntesten Exponenten der neuen *Visual Studies* ist der amerikanische Kunsthistoriker W.J.T. Mitchell, der Anfang der 1990er Jahre den so genannten *pictorial turn* proklamierte, mit dem er die Aufmerksamkeit auf die kulturellen und theoretischen Rekonfigurationen lenken wollte, die seit einiger Zeit vermehrt durch Bilder und mit Bildern erfolgen.² Beeinflusst von Erwin Panofskys (1962) Ikonologie und in Anlehnung an die durch den US-Philosophen Richard Rorty 1967 ausgerufene »linguistische Wende« sah Mitchell in der »Sphäre der öffentlichen Kultur« und in den Geisteswissenschaften eine neue Wende gekommen. Das Denken in der Moderne, so Mitchell, orientiere sich neu um visuelle Paradigmen herum, weshalb man ihm mit Modellen der Textualität nicht mehr gerecht werde (Mitchell 1994: 9, 16). Mitchell wendete sich mit seinem Ansatz gegen die sich bilderfeindlich gebende Sprachphilosophie, die mit visuellen Repräsentationen wenig anzufangen wusste. In seinem jüngsten Band (2005), in dem er die piktoriale Wende relativiert, sieht Mitchell die visuellen Repräsentationen nicht mehr als passive Objekte. Vielmehr schreibt er ihnen einen Subjektstatus zu. Durch seinen verlagerten Blickwinkel nimmt er die Bilder nunmehr als machtvolle Entitäten wahr, die als

1 Unter vielen anderen z.B. Mirzoeff 1999. Im deutschsprachigen Raum ist eine Vielzahl von heterogenen Arbeiten entstanden, die Fragen der Bildlichkeit unter medienphilosophischen, diskursanalytischen oder historischen bzw. historiografischen Gesichtspunkten aufgreifen, so unter anderen Maasen et al. 2006 und Pias 2007.

2 Im deutschsprachigen Raum wurde durch Gottfried Boehm (1994) fast gleichzeitig der Begriff des *iconic turn* geprägt.

Quasi-Lebewesen unsere Kultur besiedeln. Programmatisch fragt er im Titel: »What do pictures want?« und forscht nach den »lives and loves of images«. Es scheint evident, dass sich Mitchell hier von den Debatten in der Wissenschafts- und Technikforschung inspirieren ließ, die die Frage nach der Handlungsfähigkeit von nichtmenschlichen Aktanten aufgeworfen haben (etwa Latour 1987; Rammert, Schulz-Schaeffer 2002).

Nebst dem *pictorial turn*, der sich trotz Mitchells Distanzierung als Begriff in den Kulturwissenschaften weitgehend etabliert hat, ist die *visual literacy* ein weiteres Konzept, dem in kultur- und bildwissenschaftlichen Arbeiten große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Autoren wie Edward R. Tufte (1997) oder James Elkins (2007) benutzen dieses Konzept, um auf die verschiedenen Fähigkeiten und Kompetenzen hinzuweisen, die notwendig sind, um Bilder (und visuelle Symbole) lesen, interpretieren und mit ihnen kommunizieren zu können.

3. Inskriptionen und epistemische Objekte:

Bilder in der Wissenschafts- und Technikforschung

Ansätze der *Visual Studies* wurden in den letzten Jahren vermehrt auch innerhalb der interdisziplinären Wissenschafts- und Technikforschung beigezogen, um die Rolle von Bildern und Illustrationen in der wissenschaftlichen Laborarbeit und in weiteren gesellschaftlichen Kontexten zu untersuchen. Während sich wissenschaftsphilosophische Studien unter anderem mit ontologischen und hermeneutischen Fragen, mit medientheoretischen Reflexionen oder mit dem Verhältnis zwischen Bild, Text und Zahl beschäftigt haben (etwa Krämer 2001; Krämer, Bredekamp 2003; Mersch 2006), interessierten sich wissenschaftshistorische Arbeiten für die Rolle bildgebender Apparate und visueller Repräsentationen in wissenschaftlichen Experimenten und für die Bedeutung, die wissenschaftlichen Bildern beim Aufkommen eines neuen Objektivitätskonzepts im 19. Jahrhundert zukommt.³ Die kunstwissenschaftliche Bildkritik dagegen stellt die Bezieh-

³ Vgl. etwa Daston, Galison 1992, 2007; Galison 1997; Lenoir 1998; Schlich 2000 und in der deutschsprachigen Community unter anderen auch Rheinberger et al. 1997; traverse 3/1999; Gugerli, Orland 2002; Hessler 2006, wobei die Aufsatzsammlungen auch weitere Fragen wie etwa die nach der Popularisierung der Bilder behandeln.

ungen zwischen wissenschaftlichen und künstlerischen Bildern ins Zentrum ihrer Betrachtung (etwa Stafford 1996; Jones, Galison 1998). Frühe Arbeiten befassten sich auch mit den Unterschieden zwischen Kunst- und Naturbetrachtung (Gombrich 1994). Der von Caroline Jones und Peter Galison herausgegebene Sammelband *Picturing Science, Producing Art* (1998) steckte dabei erstmals breiter sichtbar das Feld ab, das sich durch eine vergleichende Perspektive auf die ästhetischen Wissenspraktiken in Wissenschaft und Kunst eröffnet. Auch im deutschsprachigen Raum wurde diese Perspektive aufgenommen. Ausgehend von Gottfried Boehm (1994) wurde die kunstwissenschaftliche Aufmerksamkeit stärker auf die digitalen Bilder – und damit auch auf die visuellen Repräsentationen in der Wissenschaft – gelenkt. Die Annäherung zwischen kunst- und wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellungen resultierte in verschiedenen interdisziplinären Projekten. So situieren sich etwa die 2002 von Peter Geimer versammelten Essays zur fotografischen Sichtbarmachung im Schnittfeld zwischen kunst- und wissenschaftsgeschichtlichen Betrachtungsweisen. Die seit 2003 erscheinende Reihe »Bildwelten des Wissens« stellt die wohl kontinuierlichste deutschsprachige Bemühung einer Zusammenführung von kunst- und wissenschaftsgeschichtlichen Herangehensweisen dar (Bredenkamp et al. 2003f).

Einer der ersten umfassenden Versuche im deutschsprachigen Raum, die verschiedenen Ansätze zusammenzudenken, haben Bettina Heintz und Jörg Huber (2001a) in ihrem Sammelband zur »Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten« unternommen, der neben soziologischen, philosophischen, kunstwissenschaftlichen und wissenschaftshistorischen Studien auch künstlerische und naturwissenschaftliche Werkstattberichte umfasst.⁴ Dem innovativen Band kommt das Verdienst zu, die »zunehmende ›Piktoralisierung‹ der Naturwissenschaften« (Heintz, Huber 2001b: 9) aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet bzw. die verschiedenen disziplinär verankerten Fragestellungen an wissenschaftliche Bilder überblicksartig gebündelt zu haben.

4 Bereits 1992 allerdings veranstaltete die Gesellschaft für Wissenschafts- und Technikforschung (GWTF) in Karlsruhe eine Tagung unter dem Thema »Die Wissenschaft, die Bilder schafft«, an der Sozialwissenschaftler sowie Kunst- und Kulturwissenschaftlerinnen teilnahmen. Der zugehörige Konferenzband erschien unter dem Titel *LogIcons* (Hoffmann et al. 1997).

Der Rolle, die visuellen Darstellungen in wissenschaftlichen Wissensprozessen zukommt, schenkte insbesondere die konstruktivistische Wissenschafts- und Technikforschung große Beachtung. Die Frage nach der Rolle visueller Repräsentationen im Forschungsprozess und ihrem Beitrag zur Produktion und Stabilisierung wissenschaftlichen Wissens wurde dabei erstmals prominent von den *Laboratory Studies* aufgeworfen. Diese knüpften an eine der zentralen Thematisierungen der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung an, nämlich der Art und Weise, wie wissenschaftliche Fakten entstehen. Die Funktion visueller Repräsentationen interessierte sie vor allem im Hinblick auf den epistemologischen Objektivierungsprozess, in dem es »um den Umschlag von Wissen in Faktizität, um die Transformation von subjektivem Sinn in objektiven Sinn« geht (Heintz 2000: 114). Die Laborstudien haben aufgezeigt, inwiefern Bilder in diesem Prozess zur Verringerung der Unsicherheit einer ersten Beobachtung, zur Schließung einer anfänglichen Bedeutungsoffenheit sowie zur Konsensbildung bei der Durchsetzung neuer Erkenntnisse eingesetzt werden und damit nicht nur zur Generierung objektiven Wissens, sondern auch zu dessen Etablierung als wissenschaftliche Fakten beitragen.⁵ Als zentrales Konzept dient hier Latour und Woolgars Begriff der »Inskriptionen«, der die in einem Labor mittels so genannter Einschreibevorrichtungen (»inscription devices«) hergestellten zweidimensionalen Repräsentationen eines Objekts wie etwa Grafiken, Tabellen, Diagramme und andere figurliche Darstellungen bezeichnet.⁶ Inskriptionen haben verschiedene Eigenschaften, die ihnen spezifische Vorteile in »rhetorischen oder polemischen Situationen« verleihen: Inskriptionen sind transportabel, aber verändern sich durch Translokationen nicht, sie sind flach und daher einfach zu dominieren, sie können reproduziert werden und sie rationalisieren die Ansicht einer Sache, etwa weil sie in der Größe skalierbar sind oder untereinander beliebig rekombiniert und überlagert werden können (Latour 1986: 14, 21–22; 1990: 36/44–47 und 1987: 64f.). Sie entstehen unter anderem durch Praktiken der Formali-

5 Vgl. insbesondere Lynch 1985; Latour, Woolgar 1986 [1979]; Latour 1986, 1987, 1990; Amann, Knorr Cetina 1990; Lynch, Woolgar 1990. Die Bedeutung von visuellen Repräsentationen im Forschungsprozess und ihre Funktion in Experimentalanordnungen wurden auch aus wissenschaftshistorischer Perspektive untersucht.

6 Mit diesem auf Derrida zurückgehenden Begriff sind also nicht in erster Linie Bilder gemeint, sondern »all traces, spots, points, histograms, recorded numbers, spectra, peaks, and so on.« (Latour, Woolgar 1986: 88). Knorr Cetina umschreibt Inskriptionen als »von Maschinen aus der »Natur« produzierte Signale« (Knorr Cetina 2001: 309).

sierung und Selektion, die das abgebildete Objekt »nützlicher« machen, indem bestimmte visuelle Zeichen hervorgehoben oder weggelassen werden (Lynch 1990). Ästhetische Kriterien spielen hier ebenfalls eine Rolle (u.a. Heintz 1995; Krohn 2006).

Die Bedeutung von Visualisierungen als »epistemisches Objekt« (Rheinberger 1997) in der Generierung wissenschaftlichen Wissens wird in der konstruktivistischen Wissenschafts- und Technikforschung immer auch mit Blick auf die diskursiven und sozialen Kontexte der Bildverwendung untersucht. Der erste Sammelband, der sich aus sozialwissenschaftlicher Sicht mit wissenschaftlichen Repräsentationspraktiken auseinandersetzt – Michael Lynch und Steve Woolgars *Representation in Scientific Practice* (1990) – war diesbezüglich richtungweisend. Lynch und Woolgar betonen, dass die Bedeutung visueller Repräsentationen nicht unabhängig von deren praktischem Verwendungskontext untersucht werden könne. Es gehe nicht nur darum, so Lynch und Woolgar, die Bedeutung von Repräsentationen zu ergründen, sondern auch darum, die textuellen Arrangements und diskursiven Praktiken zu untersuchen, in denen die visuellen Repräsentationen situiert sind. Karin Knorr Cetina (1999, 2001) benutzt den Begriff »Viskurse«, um auf diese Einbettung visueller Darstellungen in einen fortlaufenden kommunikativen Diskurs hinzuweisen. Andere Arbeiten legen einen stärkeren Fokus auf die sozialen Organisationsformen und Arbeitsarrangements, innerhalb welcher wissenschaftlich-technische Bilder verwendet werden, wobei sie sich für soziale Hierarchien oder Geschlechterdifferenzierungen in der Wissenschaftscommunity im Zusammenhang mit dem Gebrauch visueller Repräsentationen interessieren (Galison 1997; Henderson 1999). Die diskursiven und sozialen Kontexte spielen auch eine zentrale Rolle in der Herstellung und Interpretation von Bildern, ein Zusammenhang, der bisher allerdings weniger thematisiert wurde (vgl. dazu Burri 2001, 2008a).

Nebst den *Laboratory Studies* thematisierte eine zweite, stark durch *Cultural Studies*-Ansätze geprägte Perspektive der konstruktivistischen Wissenschafts- und Technikforschung die kulturellen Implikationen wissenschaftlich-technischer Bilder in einem weiteren gesellschaftlichen Kontext. Sie untersuchte die Auswirkungen der Verbreitung visueller Repräsentationen, die das Labor verlassen und in andere gesellschaftliche Felder diffundieren. Denn wissenschaftlich-technische Bilder werden nicht nur in Fachpublikationen und auf wissenschaftlichen Kongressen zur Illustration von Texten eingesetzt. Zunehmend tauchen sie in der Wissenschaftskommunikation,

in öffentlichen Medien, Zeitungen, Zeitschriften und Werbeanzeigen und immer öfter auch in der Populärkultur auf. Die Studien, die sich mit diesen im öffentlichen Raum präsenten Bildern und ihren kulturellen Implikationen beschäftigen, lassen sich dabei um drei thematische Ausrichtungen gruppieren. Eine erste Richtung beschäftigt sich mit *außerwissenschaftlichen Expertenkulturen*. Während die oben beschriebene Perspektive auf die Bilder in der Wissenschaft die Entstehung *wissenschaftlicher* Evidenz in den Vordergrund rückt, haben sich die kulturwissenschaftlichen Ansätze in der Wissenschaftsforschung zunächst mit der Rolle visueller Repräsentationen bei der Bildung *juristischer* Evidenz beschäftigt, indem sie die Verwendung wissenschaftlich-technischer Bilder in der Expertenkultur der Rechtsprechung rekonstruieren. Diese Ansätze gehen davon aus, dass die Zulassung von Bildern als Beweismittel in Gerichtsprozessen als Gradmesser für die gesellschaftliche Durchsetzung und kulturelle Akzeptanz des wissenschaftlichen Wahrheitsanspruchs visueller Repräsentationen interpretiert werden kann (etwa Golan 1998; Gugerli 1999).

Eine zweite thematische Richtung beschäftigt sich mit wissenschaftlich-technischen Bildern in *massenmedialen und populärkulturellen* Erzeugnissen, so etwa in Newsmedien, Zeitschriften, Film und Literatur. Diese Studien untersuchen, wie und mit welchen Auswirkungen technowissenschaftliche Utopien oder kulturelle Imaginationen und Ideologien in Wissenschaftsbildern ausgedrückt und vermittelt werden (z.B. Jasanoff 2004) und interessieren sich für Schnittstellen zu anderen bildlichen Darstellungen (van Dijk 2005), wie etwa Medien- und Filmtechnologien (Cartwright 1995). Solche Anschlüsse prägen die Art und Weise, wie wissenschaftlich-technische Bilder gesehen und mit welchen Metaphern und Narrativen sie in Verbindung gebracht werden. Die Omnipräsenz wissenschaftlich-technischer Bilder in massenmedialen und populärkulturellen Erzeugnissen wirft auch die Frage nach den damit verbundenen kulturellen Transformationen auf. Wissenschaftshistorische Arbeiten haben hier insbesondere auf die mit der zunehmenden Verbreitung von Bildern einhergehenden Normalisierungsprozesse hingewiesen (etwa Gugerli, Orland 2002).

Eine dritte thematische Ausrichtung der Studien, die sich innerhalb der konstruktivistischen Wissenschafts- und Technikforschung mit wissenschaftlich-technischen Visualisierungen in außerwissenschaftlichen Kontexten beschäftigt, analysiert teilweise zwar auch massenmedial verbreitete Bilder, fokussiert jedoch stärker auf die Implikationen visueller Repräsentationen für *Körpererfahrungen und Identitätskonstruktionen*. Im Schnittfeld von

Cultural Studies, Feministischer Theorie und Kulturanthropologie konzentrieren sich diese Studien hauptsächlich auf die Auswirkungen medizinischer Visualisierungen auf alltagsweltliche Selbstwahrnehmungen und Subjektkonstruktionen (Dumit 2004). Die kulturelle und historische Überformung der körperlichen und identitären Erfahrung aufgrund medizinischer Bilder durchleuchten verschiedene feministische Studien zur Geschichte und Kultur der Schwangerschaft (unter anderen Duden 1991, 2004).

Mit diesen thematischen Stossrichtungen und analytischen Ansätzen ist die konstruktivistische Wissenschafts- und Technikforschung bemüht, die Kontingenz und Situiertheit wissenschaftlich-technischer Bilder zu betonen, indem sie bildbezogene Diskurse und Praktiken in einem historischen und kulturellen Kontext verortet. Das Projekt einer *Social Studies of Scientific Imaging and Visualization (SIV)* zielt dabei darauf ab, die Erkenntnisse der Wissenschafts- und Technikforschung mit der Spezifik der Bilder, ihrer Visualität, zu verbinden (vgl. Burri, Dumit 2008).

4. Bildsoziologische Studien:

Der *Visual Turn* in der Soziologie

Im Gegensatz zu den Kulturwissenschaften und der interdisziplinären Wissenschafts- und Technikforschung hat sich die Soziologie, wie eingangs beschrieben, lange Zeit nur zögerlich mit der Bildthematik auseinandergesetzt. Seit den Bemühungen Goffmans ist dennoch eine Reihe von Studien innerhalb der Soziologie entstanden, die teilweise auf die oben vorgestellten Arbeiten zurückgreifen. Seit einiger Zeit lässt sich ein eigentlicher *Visual Turn* beobachten. Die Wende hin zum Bild findet dabei in unterschiedlichen Teilgebieten der Soziologie statt. Zunächst war es die *Medien- und Kommunikationssoziologie*, die Bilder zum Gegenstand der Analyse erhob. Hatte die Frankfurter Schule eine medienkritische Haltung eingenommen, so werden Bilder heute als kulturelle Medien begriffen, die in einem Wechselverhältnis mit Prozessen der sozialen und symbolischen Weltaneignung, Weltarbeitung oder Welterzeugung stehen (vgl. Keppler 2000: 140). Die spezifische Bedeutung der Visualität in diesem Wechselverhältnis wird jedoch nur von wenigen Autoren untersucht, so etwa von Stefan Müller-Doohm in seinen Arbeiten zu einer kultursoziologischen Bildhermeneutik. Müller-Doohm (1997) entwirft eine »struktural-hermeneutische Symbol-

analyse« zur Bildinterpretation. Sein dreistufiges Analyseverfahren, das eine Phase der Beschreibung, eine weitere Phase der Bedeutungsanalyse und schließlich eine kultursoziologische Interpretation umfasst, stützt sich auf kunst- und kulturwissenschaftliche Bildhermeneutiken. Damit rückt Müller-Doohm erstmals kultursoziologische Fragestellungen ins Zentrum einer Bildanalyse, wobei er jedoch an der Textförmigkeit der Bilder festhält, die er als Voraussetzung für deren Lesbarkeit versteht. Einen anderen Zugang wählten Vertreter der *Visuellen Soziologie*, die sich insbesondere für die methodischen Fragen im Zusammenhang mit dem Einsatz von Bildern und neuen visuellen Medien in der soziologischen Analyse auseinandersetzen. Bilder – darunter auch Fotografien, Filme und Videos – interessieren hier nicht nur als Untersuchungsobjekt, d.h. als soziale Realitäten, die einer soziologischen Untersuchung zugänglich gemacht werden sollen, sondern insbesondere als methodisches Mittel im soziologischen Forschungsprozess (vgl. etwa Raab 2001; Mohn 2002; Knoblauch 2004; Knoblauch et al. 2006, 2008; Knoblauch, Schnettler 2007).

Die *Wissenssoziologie* stellt einen weiteren Bereich der Soziologie dar, in welchem zurzeit ein *Visual Turn* zu beobachten ist. Dieser Bereich interessiert sich für die Bedeutung, die Bildern in sozialen Prozessen der Wissensherstellung, -verbreitung und -aneignung zukommt (etwa Reichertz 2000; Ernst, Globisch 2007; Schnettler, Pötzsch 2007; Schnettler 2007) sowie für die damit in Zusammenhang stehenden Blickweisen (Reichertz 2007; Raab 2007, 2008). Nach wie vor gilt es jedoch, die Rolle, die der Visualität bei der Formierung und Legitimierung gesellschaftlicher Wissensbestände zukommt, eingehender zu untersuchen. Jüngste Ansätze in der *qualitativen Sozialforschung* widmen sich diversen bildinterpretativen Methodiken. So wurden etwa spezifische Verfahren zur Analyse von Fotografien (Breckner 2003) und bewegten Bildern (z.B. Richard 2004; Wagner-Willi 2004) entwickelt. Ziel ist dabei, ein systematisches Verfahren zur Bildanalyse zu entwickeln (vgl. auch die Beiträge in Bohnsack, Krüger 2004). Diesem Ziel verschreibt sich auch Ralf Bohnsacks dokumentarische Methode, die aufbauend auf Imdahl (1988) und Mannheim eine Methode der Bildinterpretation entwirft, die sich eine so genannte »Kompositionsvariation« zu eigen macht, bei der die formale Gestalt eines Bilds experimentell durch den Vergleich mit anderen Bildern verändert wird (Bohnsack 2001a, 2001b, 2008).

Mit der Forderung, die Beschäftigung mit dem Bild sei gesellschaftstheoretisch auszuweiten, haben sich schließlich neueste Arbeiten der

deutschsprachigen *Wissenschafts- und Techniksoziologie* bemüht, auf den erweiterten Untersuchungsbereich hinzuweisen, dem sich die Soziologie zu stellen hat (etwa Rammert 2005). Im Zentrum steht nun nicht mehr die Frage nach der optimalen Interpretationsmethodik zur Analyse von Bildern. Vielmehr wird der Fokus auf die sozialen Praktiken der Herstellung, der Interpretation und der Verwendung von Bildern in der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Praxis gelenkt (vgl. Burri 2008a, 2008b). Der *Visual Turn* in der Soziologie steht zurzeit jedoch erst in seinen Anfängen und es bleibt abzuwarten, inwiefern sich eine Soziologie des Visuellen etablieren wird. Die Bedeutung, die Bildern und der Visualität bei der (Re-)Produktion von Sozialität zukommt, wird jedoch ein bedeutendes Thema zukünftiger soziologischer Studien sein.

Literatur

- Amann, K., Knorr Cetina, K. 1990: The Fixation of (Visual) Evidence, In M. Lynch, S. Woolgar (Hg.), *Representation in Scientific Practice*. Cambridge MA: MIT Press, 85–121.
- Boehm, G. (Hg.) 1994: *Was ist ein Bild?* München: Wilhelm Fink.
- Bohnsack, R. 2001a: Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation, In R. Bohnsack, I. Nentwig-Gesemann, A.-M. Nohl (Hg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Leske+Budrich, 67–89.
- Bohnsack, R. 2001b: »Heidik«: Eine exemplarische Bildinterpretation auf der Basis der dokumentarischen Methode, In R. Bohnsack, I. Nentwig-Gesemann, A.-M. Nohl (Hg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Leske+Budrich, 323–337.
- Bohnsack, R. 2008: *Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode*. Opladen: Verlag Barbara Budrich/UTB.
- Bohnsack, R., Krüger, H.-H. (Hg.) 2004: *Methoden der Bildinterpretation*. Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 5. Jg., Heft 1.
- Bourdieu, P., Boltanski, L., Castel, R. et al. 1983 (1965): *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 1998 (1996): *Über das Fernsehen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Breckner, R. 2003: Körper im Bild. Annäherungen an eine methodische Analyse am Beispiel einer Fotografie von Helmut Newton. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 4. Jg., Heft 1, 33–60.
- Bredenkamp, H., Bruhn, M., Werner, G. (Hg.) seit 2003: *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik*. Bände 1, 1 (f). Berlin: Akademie Verlag.

- Bruhn, M. 2003: Bildwirtschaft. Verwaltung und Verwertung der Sichtbarkeit. Weimar: VDG.
- Burri, R. V. 2001: Doing Images. Zur soziotechnischen Fabrikation visueller Erkenntnis in der Medizin, In B. Heintz, J. Huber (Hg.), Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten. Wien et al.: Springer, 277–303.
- Burri, R. V. 2008a: Doing Images. Zur Praxis medizinischer Bilder. Bielefeld: transcript.
- Burri, R. V. 2008b: Bilder als soziale Praxis: Grundlegungen einer Soziologie des Visuellen, Zeitschrift für Soziologie, 37. Jg., Heft 4, 342–358.
- Burri, R. V., Dumit, J. 2008: Social Studies of Scientific Imaging and Visualization, In E. Hackett, O. Amsterdamska, M. Lynch, J. Wajcman (Hg.): New Handbook of Science and Technology Studies. Cambridge MA.: MIT Press, 297–317.
- Cartwright, L. 1995: Screening the Body: Tracing Medicine's Visual Culture. Minneapolis: University of Minneapolis Press.
- Crary, J. 1990: Techniques of the Observer. On Vision and Modernity in the Nineteenth Century. Cambridge MA: MIT Press.
- Daston, L., Galison, P. 1992: The Image of Objectivity, Representations, Heft 40, 81–128.
- Daston, L., Galison, P. 2007: Objectivity. New York: Zone Books.
- Duden, B. 1991: Der Frauenleib als öffentlicher Ort: Vom Missbrauch des Begriffs Leben. Hamburg, Zürich: Luchterhand.
- Duden, B. 2004: Die Anatomie der guten Hoffnung. Frankfurt/Main: Campus.
- Duden, B., Illich, I. 1995: Die skopische Vergangenheit Europas und die Ethik der Opsi. Plädoyer für eine Geschichte des Blickes und des Blickens, Historische Anthropologie, 3. Jg., Heft 2, 203–221.
- Dumit, J. 2004: Picturing Personhood: Brain Scans and Biomedical Identity. Princeton: Princeton University Press.
- Elkins, J. (Hg.) 2007: Visual Literacy. London, New York: Routledge.
- Ernst, C., Globisch, C. 2007: Die diagrammatische Repräsentation soziologischen Wissens am Beispiel der Antisemitismusforschung, Sozialer Sinn, 8. Jg., Heft 2, 211–236.
- Galison, P. 1997: Image and Logic. A Material Culture of Microphysics. Chicago: The University of Chicago Press.
- Geimer, P. (Hg.) 2002: Ordnungen der Sichtbarkeit – Photographie in Wissenschaft, Kunst und Technologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Goffman, E. 1979: Gender Advertisements. London: Macmillan.
- Golan, T. 1998: The Authority of Shadows: The Legal Embrace of the X-Ray, Historical Reflections, 24. Jg., Heft 3, 437–458.
- Gombrich, E. H. 1994: Das forschende Auge. Kunstbetrachtung und Naturbetrachtung. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Gugerli, D. 1999: Soziotechnische Evidenzen. Der »pictorial turn« als Chance für die Geschichtswissenschaft, traverse 3, 131–158.

- Gugerli, D., Orland, B. (Hg.) 2002: *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*. Zürich: Chronos.
- Heintz, B. 1995: *Zeichen, die Bilder schaffen*, In J. Hofbauer, G. Prabitz, J. Wallmannsberger, (Hg.), *Bilder – Symbole – Methaphern. Visualisierung und Informierung in der Moderne*. Wien: Passagen-Verlag, 47–82.
- Heintz, B. 2000: *Die Innenwelt der Mathematik. Zur Kultur und Praxis einer beweisenden Disziplin*. Wien et al.: Springer.
- Heintz, B., Huber, J. (Hg.) 2001a: *Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten*. Wien et al.: Springer.
- Heintz, B., Huber, J. 2001b: *Der verführerische Blick. Formen und Folgen wissenschaftlicher Visualisierungsstrategien*. In B. Heintz, J. Huber (Hg.), *Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten*. Wien et al.: Springer, 9–40.
- Henderson, K. 1999: *On Line and on Paper: Visual Representations, Visual Culture, and Computer Graphics in Design Engineering*. Cambridge MA: MIT Press.
- Hessler, M. (Hg.) 2006: *Konstruierte Sichtbarkeiten. Wissenschafts- und Technikbilder seit der frühen Neuzeit*. München: Wilhelm Fink.
- Hoffmann, U., Joerges, B., Severin, I. (Hg.) 1997: *LogIcons. Bilder zwischen Theorie und Anschauung*. Berlin: Edition Sigma.
- Imdahl, M. 1988: *Giotto – Arenafresken. Ikonographie – Ikonologie – Ikonik*. München: Wilhelm Fink.
- Jasanoff, S. 2004: *Heaven and Earth: The Politics of Environmental Images*, In S. Jasanoff, M. Long Martello (Hg.), *Earthly Politics: Local and Global in Environmental Governance*. Cambridge MA: MIT Press, 31–54.
- Jones, C. A., Galison, P. (Hg.) 1998: *Picturing Science, Producing Art*. New York, London: Routledge.
- Kepler, A. 2000: *Verschränkte Gegenwart. Medien- und Kommunikationssoziologie als Untersuchung kultureller Transformationen*, *Soziologische Revue*, Sonderheft 5, 140–152.
- Knoblauch, H. 2004: *Die Video-Interaktions-Analyse, Sozialer Sinn*, 5. Jg., Heft 1, 123–138.
- Knoblauch, H., Schnettler, B., Raab, J., Soeffner, H.-G. (Hg.) 2006: *Video Analysis: Methodology and Methods: Qualitative Audiovisual Data Analysis in Sociology*. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Knoblauch, H., Schnettler, B. 2007: *Videographie. Erhebung und Analyse Qualitativer Videodaten*, In R. Buber, H. Holzmüller (Hg.), *Qualitative Marktforschung. Theorie, Methode, Analysen*. Wiesbaden: Gabler, 583–599.
- Knoblauch, H., Baer, A., Laurier, E., Petschke, S., Schnettler, B. (Hg.) 2008: *Visual Methods*, *Forum Qualitative Sozialforschung Thematic Issue*, 9. Jg., Nr. 3.
- Knorr Cetina, K. 1999: *»Viskurse« der Physik. Wie visuelle Darstellungen ein Wissenschaftsgebiet ordnen*, In J. Huber, M. Heller (Hg.), *Konstruktionen Sichtbarkeiten. Interventionen 8*. Wien et al.: Springer, 245–263.

- Knorr Cetina, K. 2001: »Viskurse der Physik«: Konsensbildung und visuelle Darstellung, In B. Heintz, J. Huber. (Hg.), Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten. Wien et al.: Springer, 305–320.
- Krämer, S. 2001: Kann das »geistige Auge« sehen? Visualisierung und die Konstitution epistemischer Gegenstände, In B. Heintz, J. Huber. (Hg.), Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten. Wien et al.: Springer, 347–365.
- Krämer, S., Bredekamp, H. (Hg.) 2003: Bild Schrift Zahl (Reihe Kulturtechnik) München: Wilhelm Fink.
- Krohn, W. (Hg.) 2006: Ästhetik in der Wissenschaft. Interdisziplinärer Diskurs über das Gestalten und Darstellen von Wissen. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Latour, B. 1986: Visualization and Cognition: Thinking with Eyes and Hands, Knowledge and Society. Studies in the Sociology of Culture Past and Present, 6. Jg., 1–40.
- Latour, B. 1987: Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers Through Society. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Latour, B. 1990: Drawing things together, In M. Lynch, S. Woolgar (Hg.), Representation in Scientific Practice. Cambridge MA: MIT Press, 19–68.
- Latour, B., Woolgar, S. 1986 (1979): Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts. Princeton: Princeton University Press.
- Lenoir, T. (Hg.) 1998: Inscribing Science. Scientific Texts and the Materiality of Communication. Stanford: Stanford University Press.
- Lynch, M. 1985: Discipline and the Material Form of Images. An Analysis of Scientific Visibility, Social Studies of Science, 15. Jg., Heft 1, 37–66.
- Lynch, M. 1990: The Externalized Retina: Selection and Mathematization in the Visual Documentation of Objects in the Life Sciences, In M. Lynch, S. Woolgar (Hg.), Representation in Scientific Practice. Cambridge MA: MIT Press, 153–186.
- Lynch, M. Woolgar, S. (Hg.) 1990: Representation in Scientific Practice. Cambridge MA: MIT Press.
- Maasen, S., Mayerhauser, T., Renggli, C. (Hg.) 2006: Bilder als Diskurse – Bilddiskurse. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Mersch, D. 2006: Naturwissenschaftliches Wissen und bildliche Logik, In M. Hessler (Hg.), Konstruierte Sichtbarkeiten. Wissenschafts- und Technikbilder seit der frühen Neuzeit. München: Wilhelm Fink, 405–420.
- Mirzoeff, N. (Hg.) 1999: The Visual Culture Reader. London, New York: Routledge.
- Mitchell, W.J.T. 1994: Picture Theory: Essays on Verbal and Visual Representation. Chicago: The University of Chicago Press.
- Mitchell, W.J.T. 2005: What do Pictures Want? The Lives and Loves of Images. Chicago: The University of Chicago Press.
- Mohn, E. 2002: Filming Culture. Spielarten des Dokumentierens nach der Repräsentationskrise. Stuttgart: Lucius und Lucius.

- Müller-Doohm, S. 1997: Bildinterpretation als struktural-hermeneutische Symbolanalyse, In R. Hitzler, A. Honer (Hg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske+Budrich, 81–108.
- Panofsky, E. 1962: Studies in Iconology: Humanistic Themes in the Art of the Renaissance. New York: Harper & Row.
- Pias, C. (Hg.) 2007: Kulturfreie Bilder Erfindungen der Voraussetzungslosigkeit. Berlin: Kadmos.
- Raab, J. 2001: Medialisierung, Bildästhetik, Vergemeinschaftung. Ansätze einer visuellen Soziologie am Beispiel von Amateurlubvideos, In T. Knieper, M. G. Müller (Hg.), Kommunikation visuell. Das Bild als Forschungsgegenstand – Grundlagen und Perspektiven. Köln: Halem, 37–63.
- Raab, J. 2007: Die ›Objektivität‹ des Sehens als wissenssoziologisches Problem, Sozialer Sinn, 8. Jg., Heft 2, 287–304.
- Raab, J. 2008: Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen. Konstanz: UVK.
- Rammert, W. 2005: Gestörter Blickwechsel durch Videoüberwachung? Ambivalenzen und Asymmetrien soziotechnischer Beobachterordnungen, In L. Hempel, J. Metelmann, (Hg.), Bild – Raum – Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 342–359.
- Rammert, W., Schulz-Schaeffer, I. (Hg.) 2002: Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik. Frankfurt/Main: Campus.
- Reichertz, J. 2000: Die frohe Botschaft des Fernsehens: Kulturwissenschaftliche Untersuchung medialer Diesseitsreligion. Konstanz: UVK.
- Reichertz, J. 2007: Der marodierende Blick. Überlegungen zur Aneignung des Visuellen, Sozialer Sinn, 8. Jg., Heft 2, 267–286.
- Rheinberger, H.-J. 1997: Toward a History of Epistemic Things. Synthesizing Proteins in the Test Tube. Stanford: Stanford University Press.
- Rheinberger, H.-J., Hagner, M., Wahrig-Schmidt, B. (Hg.) 1997: Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur. Berlin: Akademie-Verlag.
- Richard, B. 2004: Clipping gender. Mediale Einzelbilder, Sequenzen und Bild-Nachbarschaften im Rahmen einer fokussierten Relationsanalyse, Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 5. Jg., Heft 1, 29–48.
- Sachs-Hombach, K. (Hg.) 2001: Bildhandeln. Interdisziplinäre Forschungen zur Pragmatik bildhafter Darstellungsformen. Bildwissenschaft Bd. 3. Köln: Halem.
- Sachs-Hombach, K. 2003: Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft. Köln: Halem.
- Sachs-Hombach, K., Rehkämper, K. (Hg.) 1999: Bildgrammatik. Interdisziplinäre Forschungen zur Syntax bildhafter Darstellungsformen. Bildwissenschaft Bd. 1. Köln: Halem.
- Schlich, T. 2000: Linking Cause and Disease in the Laboratory: Robert Koch's Method of Superimposing Visual and ›Functionak‹ Representations of Bacteria, History and Philosophy of the Life Sciences, 22. Jg., Heft 1, 43–58.

- Schnettler, B. 2007: Auf dem Weg zu einer Soziologie visuellen Wissens, Sozialer Sinn, 8. Jg., Heft 2, 189–210.
- Schnettler, B., Pötzsch, F. S. 2007: Visuelles Wissen, In R. Schützeichel (Hg.), Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. Konstanz: UVK, 472–484.
- Simmel, G. 1908: Exkurs über die Soziologie der Sinne, In G. Simmel 1992: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe, Bd. 11. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 722–742.
- Stafford, B.M. 1996: Good Looking: Essays on the Virtue of Images. Cambridge MA: MIT Press.
- traverse 1999: Zeitschrift für Geschichte. Wissenschaft, die Bilder schafft – Science en Images, Heft 3. Zürich: Chronos.
- Tufte, E.R. 1997: Visual Explanations: Images and Quantities, Evidence and Narrative. Cheshire CT: Graphics Press.
- Van Dijk, J. 2005: The Transparent Body. A Cultural Analysis of Medical Imaging. Seattle: University of Washington Press.
- Wagner-Willi, M. 2004: Videointerpretation als mehrdimensionale Mikroanalyse am Beispiel schulischer Alltagsszenen, Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 5 Jg., Heft 1, 49–66.

Stärken und Schwächen der Soziologie in Deutschland

Wissenschaftsrat

Der folgende Text ist dem vom Wissenschaftsrat herausgegebenen Band »Pilotstudie Forschungsrating. Empfehlungen und Dokumentationen« entnommen und geht auf Vorlagen der Bewertungsgruppe Soziologie zurück (siehe meinen Bericht: »Das Forschungsrating des Wissenschaftsrats. Einige Erfahrungen und Befunde«, in: *Soziologie* 2008, Heft 4, S. 421–432). Die hier nachgedruckte Beschreibung von »Stärken und Schwächen der Soziologie in Deutschland« ist das Seitenprodukt einer Erhebung, die darauf gerichtet war, möglichst zuverlässige und valide Einzelbewertungen von Forschungs- und Anwendungsleistungen soziologischer Forschungseinrichtungen zu erreichen. Wäre es der Hauptzweck gewesen, am Ende Aussagen über die deutsche Soziologie insgesamt zu machen, wären sicher noch andere Fragen zu stellen gewesen. Da aber mit der Teilnahme von 54 Universitäten und drei außeruniversitären Instituten praktisch eine Vollerhebung der deutschen Soziologie für die Jahre 2001 bis 2005 erreicht wurde, gab es die Möglichkeit, durch die Aggregation der auf 254 Forschungseinheiten bezogenen Einzelbefunde einige Aussagen für eine Gesamtbeschreibung zu gewinnen. Diese Aussagen lassen sich mit nachfolgenden Sekundäranalysen überprüfen und noch erheblich ausbauen; die Grunddaten, angemessen anonymisiert, sind inzwischen dem Kölner Zentralarchiv zugestellt worden. Auch dann wird allerdings eine Einschränkung nicht zu korrigieren sein: Es stehen für eine Charakterisierung der gegenwärtigen deutschen Soziologie weder Datensätze für frühere Phasen noch für vergleichbare Länder zur Verfügung.

Friedhelm Neidhardt

1. Leistungsträger über Standorte und Spezialisierungen breit verteilt*

Auffällige Unterschiede in der Leistungsfähigkeit der Soziologie bestehen derzeit nicht nur zwischen den deutschen Universitäten und außeruniversitären Institutionen jeweils als ganze betrachtet, sondern ebenso sehr innerhalb der einzelnen Einrichtungen. Sehr wenige von ihnen haben nach allen sechs bewerteten Kriterien durchgehend gut oder durchgehend schlecht abgeschnitten. Nach dem zentralen, auf Ebene der Forschungseinheiten bewerteten Leistungskriterium »Forschungsqualität« erstrecken sich die Bewertungen innerhalb einer einzelnen Einrichtung in 33 von 57 Fällen über drei und mehr Notenstufen. Sowohl herausragend als auch unbefriedigend eingestufte Forschungseinheiten sind jeweils auf viele Einrichtungen verteilt: 60 % der am Forschungsrating beteiligten Einrichtungen verfügen über mindestens eine sehr gut oder sogar exzellent bewertete Forschungseinheit. Ein etwas höherer Anteil (65 % aller Einrichtungen) besitzt allerdings auch mindestens eine nur als unterdurchschnittlich, nämlich als befriedigend oder sogar nicht befriedigend bewertete Forschungseinheit. Die Spitzengruppe von neun exzellenten Forschungseinheiten verteilt sich auf sechs Universitäten und zwei außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. Nicht die Bewertung der Einrichtungen, sondern erst der Blick auf ihre einzelnen Forschungseinheiten zeigt also die volle Diversität der Leistungsfähigkeit soziologischer Forschung.

Die unterschiedlichen Bewertungen der Forschungseinheiten spiegeln ausgeprägte Leistungsunterschiede wider. Auf der einen Seite lässt sich eine Reihe von Forschungseinheiten erkennen, die auch international hervorragend ausgewiesen sind. Der Internationalisierungsgrad der Soziologie ist aber, anders als in den meisten naturwissenschaftlichen Disziplinen (zum Beispiel der Chemie), nicht hoch genug, um genau zu bestimmen, wie diese Forschungseinheiten in einer globalen Rangordnung zu verorten sind. Deutlich aber ist gleichwohl, dass die Spitzenleistungen der deutschen Soziologie auch international hoch geschätzt werden. Dies lässt sich unter anderem mit Zitationsanalysen belegen.

* Wissenschaftsrat 2008: Forschungsleistungen deutscher Universitäten und außeruniversitärer Einrichtungen in der Soziologie. Ergebnisse der Pilotstudie Forschungsrating des Wissenschaftsrats, in: Pilotstudie Forschungsrating. Empfehlungen und Dokumentationen, Köln: WR, 442–449. Online abrufbar unter www.wissenschaftsrat.de/texte/pilot_ergeb_sozio.pdf

Bemerkenswert ist, dass die im Forschungsrating als exzellent ausgewiesenen Forschungseinheiten ein breites Spektrum an methodischen Ausrichtungen und theoretischen Orientierungen abdecken. Herausragende Bewertungen werden von vornehmlich qualitativen wie auch von streng quantitativen Methodologien erzielt. Und sowohl hermeneutische, konstruktivistische, systemtheoretische und »rational-choice«-Theoretiker als auch eher pragmatisch orientierte Synkretisten sind an der Spitze vertreten. Die deutsche Soziologie wird an der Spitze in einem weitgespannten Spektrum repräsentiert. Dieser Befund des Forschungsratings erlaubt auch die Folgerung, dass das Bewertungsverfahren keine methodische oder theoretische Ausrichtung systematisch bevorzugt oder benachteiligt hat.

2. Überwiegend kleinteilige Organisation der soziologischen Forschung

Trotz der Vielfalt leistungsfähiger Einheiten ist aber auch nicht zu verkennen, dass eine beträchtliche Anzahl von Forschungseinheiten im Untersuchungszeitraum an der wissenschaftlichen Entwicklung des Faches nicht oder kaum mit wahrnehmbaren Forschungsleistungen beteiligt war. Das ist nur zum Teil mit der kleinteiligen Struktur der soziologischen Forschung zu erklären. Zwar bestanden fast drei Viertel der Forschungseinheiten (73 %) nur aus einer Professur mit durchschnittlich eher zwei als drei zugehörigen, überwiegend teilzeitbeschäftigten Mitarbeitern. Große Forschungseinheiten sind in der Soziologie (auch wegen der sehr geringen Zahl außeruniversitärer Forschungseinrichtungen) demgegenüber kaum vorhanden. Dies mag auch für ein Defizit an großen, langfristig laufenden und international ausgerichteten Forschungsschwerpunkten mitbestimmend sein, zumal dann, wenn es um Projekte geht, die eigene Datenbestände aufbauen müssen und nicht, wie bei der Umfrageforschung, vom Service der kommerziellen Institute profitieren können. Für andere Projektformate muss die Kleinheit einer Forschungseinheit jedoch kein Nachteil sein. Auch unter den im Forschungsrating als exzellent ausgewiesenen Forschungseinheiten waren einige unterdurchschnittlich große.

Grundsätzlich ließen sich die Nachteile einer kleinteiligen Organisation für längerfristige und aufwändigere Forschungsprojekte dadurch ausgleichen, dass lokale Kooperationen zwischen kleinen Forschungseinheiten

leistungsstarke Schwerpunktbildungen auf der Ebene der Einrichtungen hervorbringen können. Tatsächlich sind Kooperationen soziologischer Forschungseinheiten an ihrem Ort außerhalb der Lehre jedoch eher selten. Zu den Gründen dafür zählt, dass die Besetzung von Professuren an deutschen Universitäten fast ausschließlich durch Lehrerfordernisse bestimmt wird. Da das Lehrangebot auf komplexe Studiengänge zu beziehen und entsprechend breit ausgelegt ist, entsteht ein weitgefächertes Spektrum an Teilsoziologien, die im Hinblick auf ihre spezifischen Forschungsinteressen oft nur wenig miteinander verbindet. Gravierend wird dieses Problem an Universitäten mit einer insgesamt kleinen Soziologie, zumal dann wenn die vorhandene Kapazität durch Lehrfunktionen vor allem in der Nebenfachausbildung erschöpft wird; immerhin besaß ein Viertel der am Forschungsrating teilnehmenden Universitäten keinen grundständigen Studiengang. Auf der lokalen Ebene von Einrichtungen ist die Soziologie mit ihren Spezialitäten auf überwiegend kleinen »Lehrstühlen« aus diesen Gründen zwar relativ reichhaltig vertreten, in der Regel aber auch so heterogen, dass es nur selten gelingt, sie auf größere Forschungsschwerpunkte hin zu fokussieren. Dies erscheint besonders schwierig in der nicht geringen Zahl von Fällen, bei denen die Soziologie über mehrere Fakultäten verteilt ist.¹

3. Ausgeprägte Multidisziplinarität

Der Beitrag der Soziologie zur Lehre in benachbarten Fächern (»Lehrexport«) findet seine Entsprechung im weitgespannten Disziplinenkontakt der soziologischen Forschung. Insgesamt wird nach Angaben der Forschungseinheiten knapp ein Drittel der soziologischen Forschung durch Fragestellungen und Ansätze anderer Disziplinen bestimmt. Rund ein Viertel der Forschungseinheiten gab an, dass der Anteil genuin soziologischer Forschung bei ihren Projekten höchstens 50 % beträgt. Im Vordergrund multidisziplinärer Orientierungen standen dabei Politikwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft und Geschichtswissenschaft, aber auch Rechtswissenschaft, Psychologie, Erziehungs- sowie Kommunikationswissenschaft. In

¹ Unter den 54 teilnehmenden Universitäten haben 20 soziologische Forschungseinheiten an zwei und mehr Fakultäten zur Bewertung angemeldet, hinzu kommen einige inneruniversitäre Zentren mit Sonderstatus.

welchem Maße und in welcher Qualität dabei interdisziplinäre Forschung entsteht, ist ohne Blick auf die Nachbarfächer nicht zuverlässig zu beurteilen. Anzunehmen ist aber, dass nicht nur die Soziologie durch Perspektiven anderer Fächer angereichert wird, sondern dass umgekehrt die Soziologie in eine Reihe benachbarter Disziplinen sowohl ihre theoretischen Orientierungen als auch ihre besondere Methodenkompetenz vermittelt. Nicht zufällig ist in dieser Hinsicht immer wieder von einer Soziologisierung von Teilbereichen anderer Fächer die Rede.

4. Begrenzte Internationalität

Teile der deutschen Soziologie werden schon jetzt international stark beachtet. Trotz aller erfolgten Globalisierungen überdauert in der soziologischen Forschung gleichzeitig eine relativ starke und von Politik, Verbänden, Wirtschaft und Öffentlichkeit ständig nachgefragte Ausrichtung auf nationale und regionale Themen und Kontexte. Diese Beobachtung gilt keineswegs nur für die Soziologie in Deutschland, sondern beispielsweise auch für die angelsächsischen Soziologien.² Generell hat sich eine internationale Scientific Community der Soziologie im Vergleich vor allem zu naturwissenschaftlichen Disziplinen relativ zögerlich entwickelt und ist bisher nur in einigen soziologischen Teildisziplinen stark ausgeprägt. Während der nationale und regionale Bezug jedoch in den angelsächsischen Ländern durch die englische Publikationssprache nicht sofort auffällt, manifestiert er sich aus deutscher Sicht darin, dass nur 15,6 % der in der Pilotstudie analysierten Publikationen deutscher Soziologen im nicht-deutschsprachigen Ausland erschienen. Nach Auffassung der Bewertungsgruppe ist die Beschäftigung mit nationalen und regionalen Themen einerseits ernst zu nehmen und anhaltend zu pflegen. Sie ist nicht als bloßer Ausdruck eines defizitären Zustandes der deutschen Soziologie anzusehen, den es eines Tages so weit wie möglich zu überwinden gälte. Dies sollte andererseits einer deutlich zunehmenden Internationalisierung der Themen, Kooperationen und Publikationen der deutschen Soziologie jedoch nicht im Wege stehen; diese ist gegenwärtig unterentwickelt.

² vgl. Hicks, Diana (2004): The Four Literatures of Social Science, in H. Moed et al. (Hrsg.): Handbook of Quantitative Science and Technology Research. Kluwer, Amsterdam; Burawoy, Michael (2005): For Public Sociology, Am. Soc. Review 70,

5. Publikationskultur mit heterogenen Qualitätsstandards

Die Publikationskultur der deutschen Soziologie ist sehr stark ausdifferenziert. Im untersuchten Zeitraum stellten etwas mehr als die Hälfte der Publikationen Beiträge zu Sammelwerken oder Herausgeberschaften solcher Sammelwerke dar, eine Publikationsform, welche überwiegend durch Abdruck von Konferenzreferaten zu Stande kommt und in der Regel keine Qualitätssicherung durch unabhängige Gutachter durchläuft. Ein weiteres Drittel aller Publikationen sind Aufsätze in Fachzeitschriften, wovon allerdings nur ein Drittel in referierten Zeitschriften erschienen ist, die für internationale Zitationsindizes ausgewertet werden. Insgesamt wurden Aufsätze in über 1.000 höchst unterschiedlichen Zeitschriften publiziert. Monographien schließlich machen weitere 7 % der Publikationen aus.³ Die Bedeutung der Monographien für die fachliche Kommunikation in der Soziologie ist groß; problematisch ist jedoch, dass selbst die großen Verlage in Deutschland keine systematische Qualitätssicherung durch unabhängige Gutachter vornehmen.

Die Bewertungsgruppe Soziologie hat sich nach Abwägung von Vor- und Nachteilen mehrheitlich dafür entschieden, umfassende Zitationsanalysen im Forschungsrating nicht durchzuführen. Eine verlässliche, flächendeckende Analyse ist nach gegenwärtigem Stand nur mit Bezug auf Veröffentlichungen in denjenigen referierten Zeitschriften möglich, die in den betreffenden Datenbanken als »source items« ausgewertet werden. Auf diese Weise würden jedoch weniger als ein Zehntel aller Publikationen deutscher Soziologen erfasst. Allerdings lassen sich im Prinzip alle Arten von Publikationen mit ihren Zitierungen in den als »source items« erfassten Zeitschriften ermitteln. Das Verfahren des »cited reference search«, das dies ermöglichen würde, erfordert aufgrund der schlechten Datenqualität aber bislang ein für Massenanalysen wie das hier durchgeführte Forschungsrating prohibitives Maß an Datenbereinigung. Auch wenn es durchgeführt worden wäre, blieben Zitationsanalysen im Bereich der Soziologie nur begrenzt instruktiv, da eine Rezeption im deutschsprachigen Raum durch die geringe Repräsentanz deutschsprachiger Journale in den Zitationsdatenbanken kaum zu Buche schlagen und eine Beschäftigung mit Themen von nationalem Interesse somit implizit abgewertet würde.

³ Die Restkategorie von »Literaturberichten und Rezensionen« ist nicht vollständig erfasst worden, da bei der Publikationsrecherche und -korrektur bereits darauf hingewiesen wurde, dass diese Kategorie für die Bewertung nicht maßgeblich ist.

Die Bewertungsgruppe sah sich deshalb darauf verwiesen, umfassender zu recherchieren. Es waren bei ihren Bewertungen nicht nur die referierten Zeitschriftenartikel, sondern auch andere Publikationstypen und nicht zuletzt die von den Forschungseinheiten eingereichten Texte zu berücksichtigen. In diesem Zusammenhang sind auch die normativen Folgen evaluativer Praktiken zu bedenken. Eine zu sehr verengte Datenbasis würde die Tendenz auslösen, das breite Spektrum der Publikationstypen, in denen sich die deutsche Soziologie ausdrückt, längerfristig zu sehr einzuschränken, da bei den Wissenschaftlern natürlich die Neigung besteht, die Publikationsmedien zu favorisieren, die bei Evaluationen zählen. Allerdings hat die Fachgemeinschaft der Soziologen nach Auffassung der Bewertungsgruppe allen Anlass, vor allem das übermäßige Gewicht von Sammelbänden sowie die zu geringe Sichtbarkeit der deutschen Soziologie in der internationalen Wissenschaftskommunikation kritisch zu bedenken und das Spektrum der verwendeten Publikationsmedien mit dem Ziel der Erhöhung von Qualitätskontrollen besser auszubalancieren.

6. Zunehmend strukturierte Nachwuchsförderung

Die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Soziologie verteilt sich auf zahlreiche Einrichtungen, auch wenn einzelne Einrichtungen quantitativ einen besonders großen Anteil haben. So wurden zwar 50 % aller soziologischen Promotionen an nur 11 Einrichtungen abgeschlossen, doch in rund der Hälfte aller Einrichtungen ist die Soziologie mittlerweile an Promotionsprogrammen zur institutionellen Unterstützung der Promotionsphase beteiligt. Ähnlich ist das Bild bei der Verteilung der Berufungserfolge von Nachwuchswissenschaftlern. Zwar ergingen 40 % der Erstrufe an Nachwuchswissenschaftler aus nur vier verschiedenen Einrichtungen, was den am höchsten konzentrierten quantitativen Indikator in der Pilotstudie darstellt. Andererseits konnten aber über die Hälfte der Einrichtungen mindestens einen Erstruf an eigene Nachwuchswissenschaftler verzeichnen. Auch dies zeigt, dass Leistungen in der Soziologie nicht generell eine große Konzentration von Forschungskapazitäten an einer Einrichtung voraussetzen, sondern von den einzelnen Forschungseinheiten erbracht werden. Wie hoch die Forschungsqualität der Forschungseinheiten entwickelt war, in denen diese Nachwuchswissenschaftler ausgebildet wurden, lässt sich nicht zuverlässig ermitteln, da diese Kriterien auf unterschiedlichen Ebenen (Forschungseinheiten vs. Einrichtungen) bewertet wurden. Dass die durchschnittliche For-

schungsqualität der Einrichtungen nicht signifikant mit den messbaren Leistungen ihrer Nachwuchsförderung korreliert, schließt nicht aus, dass auf der Ebene der Forschungseinheiten signifikant positive Zusammenhänge existieren.

7. Umfassende Praxisbezüge soziologischer Forschung

Die Bewertungsgruppe Soziologie war über Ausmaß und Art der soziologischen Engagements bei der praktischen Umsetzung soziologischen Wissens sowie bei dessen Vermittlung in die Öffentlichkeit insgesamt überrascht, auch wenn diese sich nicht in Statistiken, sondern nur in eindrucksvollen Aufzählungen ausdrücken. Was in den Skalen vor allem zu Kriterium V »Transfer in andere gesellschaftliche Bereiche«, aber auch zu Kriterium VI »Wissensvermittlung und -verbreitung« als »durchschnittlich« ausgewiesen wird, liegt nach der Einschätzung der Bewertungsgruppe höher, als dem Image von der Praxisfremdheit der akademischen Soziologie entsprechen würde. Zahlreiche Wissenschaftler sind in der soziologischen Forschung in Deutschland aktiv im Wissenstransfer und in der Wietervermittlung von Wissen in die Öffentlichkeit engagiert. Die zum Forschungsrating durchgeführte Erhebung belegt, dass insbesondere im kommunalen und regionalen Bereich die Beratungsleistung von Soziologen durch Übernahme von Ämtern, durch Gremienarbeit oder durch Gutachten erbracht wird. Formelle Unternehmensausgründungen gibt es nachweisbar allerdings nur in einem einzigen Fall außeruniversitärer Forschung, und auch die Zahl der An-Institute ist gering (sechs Fälle). Im Bereich der Wissensverbreitung lässt sich wie im Praxistransfer eine gewisse Konzentration der Aktivitäten feststellen, nämlich auf die mediale Vermittlung in Publikumszeitschriften, Zeitungsartikeln oder Radio- und Fernsehauftritten. Weiterbildungsangebote und andere institutionalisierte Maßnahmen zur Wissensverbreitung hingegen sind nur sporadisch vorhanden. Trotz der Schwierigkeiten von Leistungsmessungen im Transferbereich sollte auf die Bestimmung der Vermittlungs- und Anwendungsleistungen der Einrichtungen und ihrer Forschungseinheiten auch künftig nicht verzichtet werden. Die Einrichtungen sollten bemüht sein, die bislang defizitäre Datenlage zu verbessern. Das setzt allerdings voraus, dass es gelingt, die vorhandenen Probleme bei der operationellen Bestimmung valider Indikatoren zu lösen. Dann wird es auch in diesem Bereich möglich sein, die Bewertungen wie bei den anderen Kriterien auf einer fünfstufigen Notenskala darzustellen.

Helmut Schelsky – ein Soziologe in der Bundesrepublik

Eine Erinnerung aus Anlass seines 25. Todestages

Bernhard Schäfers

1. Viel Ruhm – wenig Nachruhm

Vor 25 Jahren, am 24. Februar 1984, starb Helmut Schelsky in Münster/Westfalen. Eine von Horst Baier herausgegebene »Gedächtnisschrift von Freunden, Kollegen und Schülern« trug den Titel: »Helmut Schelsky – ein Soziologe in der Bundesrepublik«.

Das Presseecho auf Schelskys Tod spiegelte den Rang wider, den er für das Fach Soziologie, ihre Institutionalisierung und ihre öffentliche Wirksamkeit hatte. Ralf Dahrendorf schrieb: »Helmut Schelsky war Gelehrter, er war aber auch ein öffentlicher Professor. Mit der ihm eigenen Mischung von Ironie und Entschiedenheit hat er den Weg der Bundesrepublik zunächst begleitet, an manchen Punkten beeinflusst, jedenfalls bejaht und für viele interpretiert« (DIE ZEIT, 2.3.1984). Im SPIEGEL vom 5. März 1984 hieß es: »Seiner Wissenschaft verhalf der Soziologe im Nachkriegsdeutschland zu wesentlichen Anstößen, in den restaurativen Fünfzigern gehörte er zu den wenigen progressiven Hochschullehrern«. Als Beleg nannte der SPIEGEL Schelskys Werk über die Familie im Nachkriegsdeutschland (1953) und die im Auftrag des DGB verfassten Untersuchungen über »Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend« (1952 vom DGB herausgegeben). Ludolf Hermann nannte ihn im Rheinischen Merkur vom 2. März 1984 »Stichwortgeber des Zeitgeistes« – ein dann oft zitiertes Epitheton.

Der einstige Rang Schelskys in der bundesdeutschen Soziologie und seine außerordentliche Leistung für das Fach drohen zu verblassen oder

werden nur noch verzerrt wahrgenommen. So wurde auf dem letzten Soziologiekongress in Jena sein Wirken in die Kontinuität von Schriften gestellt, die er als Student in Leipzig verfasst hatte. Es ergeht Schelsky wie dem großen Künstler Joseph Beuys, dem die Aufbruchstimmung nicht nur in der Kunst der 1960er und 1970er Jahre so viel zu verdanken hat. Über ihn hat der Karlsruher Kunsthistoriker Beat Wyss jüngst die These verbreitet, Beuys habe letztlich nur »Ideen und Symbole verinnerlicht, die er als Hitlerjunge eingepflicht bekommen hatte«. (FAZ, 18.10.2008)

Als Schüler, der seit dem Sommer-Semester 1960, zu dem Schelsky von Hamburg an die Universität Münster wechselte, bei ihm studierte und vom Diplom 1965 bis zur Habilitation 1970 alle akademischen Qualifikationen bei ihm absolvierte, möchte ich zu neuerlicher Beschäftigung mit einem Oeuvre anregen, das aus der sozialwissenschaftlichen Fundierung der intellektuellen und politischen Debatten in der Bundesrepublik nicht wegzudenken ist.

2. Prägendes

Geboren wurde Helmut Schelsky am 14. Oktober 1912 in Chemnitz – ein zufälliger Geburtsort, da seine Familie seit langer Zeit im anhaltinischen Harz ansässig war. Im Jahr 1931 ging er, nach einem ersten Semester in Königsberg, an die Universität Leipzig, was intellektuell und wissenschaftlich lebensbestimmend war.

Prägend war zuvor die Zugehörigkeit zur Jugendbewegung, die er in ihrer Spätphase, der bündischen und politischen Jugend, erlebte. Als Schelsky im Zusammenhang seiner Verarbeitung bestimmter Erscheinungen des Studenten- und Jugendprotestes 1967ff. seine Kritik der »Hoffnung Blochs« als »Kritik der marxistischen Existenzphilosophie eines Jugendbewegten« formulierte (1979), steckte darin auch Abwehr gegenüber der Verführbarkeit durch romantisch-politische Schwärmerie, der er, unter anderen Vorzeichen, selbst erlegen war. Nun erlebte er, wie von ihm geschätzte Assistenten und Promovenden in verspäteter Jugendbewegtheit Parolen und Forderungen aufsaßen, die er nur als Realitätsblindheit verstehen konnte.

In Leipzig waren Hans Freyer, Arnold Gehlen und Theodor Litt seine wichtigsten akademischen Lehrer (vgl. Schelsky 1981: 152). Mit einer Arbeit über die »Theorie der Gemeinschaft nach Fichtes »Naturrecht« von 1796« (Berlin 1935) wurde er promoviert. Schelsky sagte von dieser Arbeit,

sie sei in einer heute nicht mehr vorstellbaren intensiven Beschäftigung mit dem deutschen Idealismus entstanden, und er würde sie eigentlich selbst nicht mehr verstehen – aber für das erreichte Reflexionsniveau sei er dankbar.

Im Jahr 1938 ging Schelsky als Assistent von Arnold Gehlen an die Universität Königsberg; dort wurde er 1939 für die Fächer Philosophie und Soziologie habilitiert. Die Habilitation für Soziologie, die als jüdische Disziplin galt, war damals nicht gerade erwünscht; sie erfolgte auf Schelskys ausdrücklichen Wunsch (Schelsky 1981: 154).

Seine Habilitationsschrift war der »politischen Lehre« von Thomas Hobbes gewidmet. Die Arbeit war vor allem durch Carl Schmitts Hobbes-Interpretation angeregt worden. Die im Umbruch vorliegende Arbeit konnte wegen Papiermangels nicht gedruckt werden. Das geschah erst, Wort für Wort (auch im Vorwort!), im Jahr 1981. Sie war – was bei dem Thema und dem Ausgang von Carl Schmitt nahe gelegen hätte – keine Anbiederung an die »neue Zeit«. Das »Vorwort 1980« enthält hingegen mehr an rückbesinnender »Überzeugung« als die Arbeit selbst. Es ist zugleich eine (mir unverständlich bleibende) *hommage* an Carl Schmitt, den er in einem Seminar einmal als »Hobbes seiner Zeit« bezeichnete, der sich »leider im Souverän vergriffen« habe.

Einige Anmerkungen im »Vorwort 1980« über seine politische Einstellung zur Zeit des Nationalsozialismus erleichtern – wie er selbst schreibt – seinen Gegnern die Angriffe. War das Altersstolz, der sich – wie Günter Grass im Jahr 2006, als er die zuvor verschwiegene Zugehörigkeit zur Waffen-SS bekannt gab – auf ein außerordentliches Werk berufen konnte, das alle Jugendsünden tilge und seinen eigenen Stellenwert habe? Als ich Schelsky auf das »Vorwort 1980« ansprach und ihn fragte: Was soll das? Warum verdüstern Sie damit Ihre Lebensleistung? Wir, die Studierenden und Mitarbeiter, haben Sie doch ganz anders kennen gelernt, nämlich als jemanden, der unsere wissenschaftliche und persönliche Selbstständigkeit förderte, antwortete er: »Es geht mir um Wahrhaftigkeit«.

3. Etablierung und öffentliche Wirkung

Den Zweiten Weltkrieg überlebte Schelsky schwer verwundet; er entkam in letzter Minute dem Inferno in Königsberg. In Flensburg, wo er »an Land geschwemmt« wurde (Schelsky 1981: 155), baute er den Suchdienst des

Deutschen Roten Kreuzes auf. Den Angeboten, »Manager« im DRK zu werden, widerstand er, um die unterbrochene wissenschaftliche Laufbahn wieder aufzunehmen. Im Jahr 1948 wurde Schelsky an die neu gegründete »Akademie für Gemeinwirtschaft« in Hamburg berufen, die unter anderem vom Deutschen Gewerkschaftsbund getragen wurde. Später bedeutende Gewerkschaftsführer machten bei ihm Examen. Mit Ludwig Rosenberg, damals Leiter der Wirtschaftsabteilung des DGB, verband ihn eine enge Arbeitsbeziehung.

In Hamburg begann seine inhaltliche und institutionelle Aufbauarbeit für die Soziologie. Das Analysefeld wurde stetig erweitert. Etliche dieser Arbeiten, oft aus Vorträgen hervorgegangen und dann in relevanten Organen der entsprechenden Verbände publiziert, trugen dazu bei, die öffentliche Aufmerksamkeit für die Soziologie zu steigern und ihren Wert für die Analyse sozialer und institutioneller Probleme zu erkennen. In der 1965 erschienenen Sammlung von Aufsätzen, »Auf der Suche nach Wirklichkeit«, finden sich einige dieser frühen Arbeiten: Betriebs- und Managersoziologie (1950), Beruf und Freizeit (1956), Religionssoziologie (1956), Soziologie des Krankenhauses und der Medizin (1958), Alter (1958).

Im Jahr 1953 wurde Schelsky auf das Ordinariat für Soziologie an der Universität Hamburg berufen. Seine im gleichen Jahr veröffentlichte Arbeit »Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart« brachte ihm einen über die Fachgrenzen hinaus reichenden Ruf als Interpret der Gegenwartsgesellschaft und ihrer Institutionen ein. Seine »Kunst«, für komplexe Sachverhalte eingängige Formulierungen zu finden, ohne zu simplifizieren, war offenkundig und sollte sich, wie seine Fähigkeit, anstehende Themen vor anderen aufzugreifen, noch oft bewähren. Im Familienwerk findet sich bereits die Charakterisierung der Bundesrepublik als »nivellierte Mittelstandsgesellschaft« – eine Aussage, die zu ihrem Selbstverständnis beitrug.

1955 erschien als Band 2 in der von ihm mit heraus gegebenen Reihe *rd* («rowohlts deutsche enzyklopädie») seine »Soziologie der Sexualität. Über die Beziehung zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft« – eine Reaktion, so Schelsky (1981: 162) auf die damals sensationellen Kinsey-Reports über das sexuelle Verhalten des Mannes (amerik. 1948) und der Frau (amerik. 1953, dt. 1954). Die Schrift brachte die Soziologie an die Bahnhofskioske. Schelsky erzählte, der alte Rowohlt habe »richtig kalkuliert«: Hinter der Verbindung von Soziologie und Sexualität im Titel vermuten die Menschen eine doppelte Unanständigkeit. Der Verkaufserfolg und die Übersetzungen in viele Sprache sollten Rowohlt Recht geben. Die

Lektüre ist immer noch lohnend, auch um zu sehen, wie leicht die Rede vom »Natürlichen« beim Menschen soziologisch und normativ aufs Glatt-eis führen kann.

1957 erschien ein Werk, das am engsten mit seinem Namen verbunden ist: »Die skeptische Generation«. Die Schrift war nicht zuletzt eine (späte) Reaktion auf Howard Beckers pessimistische Sicht über die Entwicklung der deutschen Jugend nach 1945 (»Vom Barette schwang die Feder«, dt. 1946). Grundaussagen über die »skeptische Generation« fanden Eingang in Debatten des Bundestages, um die Zustimmung der jungen Generation zur neuen sozialen und politischen Ordnung zu demonstrieren. Mit dieser Jugend – quasi die dritte Jugendgeneration im 20. Jahrhundert, nach der Jugendbewegung und der bündischen, bereits politisierten Jugend, die ja überwiegend nahtlos in die Hitlerjugend integriert werden konnte – ließ sich der Wiederaufbau Deutschlands bzw. der Bundesrepublik bewerkstelligen; sie war, folgt man Schelsky, systemkonform. Dass man sie auch die »angepasste Generation« nennen konnte, die mit ihrem »unerbittlichen Realitätsverlangen« (Schelsky) und ihrem »Konkretismus« (Adorno) jugendlichem Idealismus vielleicht zu einseitig abgeschworen hatte, sah auch Schelsky (vgl. das Schlusskapitel in der »Skeptischen Generation«). Die wissenschaftlichen Kontroversen um Schelskys Thesen, die nicht nur in der Soziologie, der Pädagogik und Psychologie, der Geschichtswissenschaft und nicht zuletzt in der Öffentlichkeit breit geführt wurden, sind ein Kapitel für sich.

Eine weitere, schmale Schrift ist zu erwähnen, weil sie eine große Resonanz hatte und ihr Titel zum Schlagwort wurde: »Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation« (1961). Auszüge wurden in der damals wichtigen Zeitschrift »atomzeitalter« unter dem Titel »Demokratischer Staat und moderne Technik« veröffentlicht (Mai 1961) und führten zu längeren Debatten nicht nur in dieser Zeitschrift, vor allem über Schelskys These, dass die technisch-wissenschaftliche Zivilisation durch bisher unbekannte »Sachzwänge« die Politik nachrangig mache. Diese Schrift, die in der erwähnten Aufsatzsammlung von 1965 abgedruckt ist, kann zur Prüfung ihrer Inhalte angesichts gegenwärtiger »Sachzwänge« anregen.

4. Institution und Institutionalisierung der Soziologie

Als Schelsky 1953 an die Universität Hamburg berufen wurde, gab es erst 12 Lehrstühle für Soziologie in der Bundesrepublik; bei seiner Berufung nach Münster 25 (vgl. Lepsius 1979). Das macht deutlich, dass die institutionelle Gründungszeit der Soziologie erst in den 1950er Jahren begann. Das gilt auch für Lehrbücher, Zeitschriften und Forschungsinstitute.

Im Jahr 1955 gab Schelsky, zusammen mit Arnold Gehlen, ein damals wichtiges Lehrbuch heraus: »Soziologie. Ein Lehr- und Handbuch zur modernen Gesellschaftskunde«. Hier finden sich unter anderem Beiträge von Gerhard Mackenroth zur Bevölkerungslehre, von Elisabeth Pfeil zur Soziologie der Großstadt und von René König zur Soziologie der Familie. Schelsky gab einen Überblick zum Stand der Industrie- und Betriebssoziologie (S. 159–201, mit »Studienhinweisen und Literatur« und einem Überblick zu den damals hier wichtigen Forschungseinrichtungen).

Im Anschluss an Maurice Hauriou und Bronislaw Malinowski und im engen Austausch mit Arnold Gehlen entwickelte Schelsky die Theorie der Institution zu einem eigenständigen soziologischen Paradigma. Eine Schulenburg auf dieser Basis lag ihm fern; man konnte auch – bis etwa 1968, wie er einmal sagte – mit einer guten marxistischen Arbeit bei ihm promovieren.

Als Schelsky 1960 nach Münster kam, war das von ihm gegründete Soziologische Institut in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät auch mit der Leitung der »Sozialforschungsstelle Dortmund an der Universität Münster« verknüpft – damals die größte Sozialforschungsstelle in Westeuropa. Die Abteilungsleiter und Assistenten, die sie bevölkerten, wären ohne Schelskys Durchsetzungswillen wohl nur in einzelnen Fällen habilitiert worden; unter ihnen sind einige, die sich in der Soziologie einen bedeutenden Namen machten. Die bereits erwähnte Dokumentation von M. Rainer Lepsius weist aus, dass Schelsky bis 1970 mehr Habilitationen durchsetzte – nicht zuletzt dank seiner außerordentlichen Stellung in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät –, als alle anderen Lehrstuhlinhaber in der Bundesrepublik zusammen. Rechnet man noch die über 100 von ihm betreuten Promotionen hinzu, dann wird deutlich, dass Schelsky für die rasche Etablierung des Faches nach 1960, als ein wachsender Bedarf in den Universitäten und Pädagogischen Hochschulen, in den Technischen Hochschulen, den neu eingerichteten Fachhochschulen, aber zu-

nehmend auch in Praxisfeldern entstand, ohne jede Frage den institutionell wichtigsten Beitrag leistete.

Hierzu gehörte auch die Erweiterung der Sozialforschungsstelle Dortmund durch neue Abteilungen. Der damals noch nicht promovierte Niklas Luhmann wurde als Abteilungsleiter gewonnen und dann in Münster in einem Jahr promoviert und habilitiert – sicher einmalig in der deutschen Universitätsgeschichte. Einem Referenten vom DAAD, Hanns Albert Steger, übertrug Schelsky den Aufbau der Lateinamerika-Abteilung (der ich mich besonders verbunden fühlte; Steger betreute 1964 meine Diplom-Arbeit über »Elendsviertel und Verstädterung in Lateinamerika«). Schelskys Einsatz für den Austausch von Wissenschaftlern und Studierenden aus Lateinamerika wurde mit fünf Ehrendoktoraten aus diesen Ländern gewürdigt.

Im Jahr 1963 war in der Reihe *rde* sein Werk »Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen« erschienen – eine auch für die Theorie der Institution grundlegende Arbeit. Sie brachte die große, bis heute ideell fortwirkende Leistung Wilhelm von Humboldts bei der Gründung der Berliner Universität im Jahr 1810 neu zur Sprache, zeigte aber auch die Grenzen seines Modells im Hinblick auf den ja damals schon gegebenen Massenandrang auf die Universität.

Diese Schrift war wohl ausschlaggebend dafür, dass der damalige Kultusminister von Nordrhein-Westfalen, Paul Mikat, Schelsky bat, in Ostwestfalen eine Universität zu gründen. Die Gründungswelle neuer Universitäten hatte mit Bochum (der ersten Universität im Ruhrgebiet überhaupt!) im Jahr 1963 begonnen und führte dazu, dass es Ende der 1970er Jahre mehr neu gegründete Universitäten gab als zuvor existierten. (Über die Gründung der Universität Bielefeld, die dortige Fakultät für Soziologie und das »Zentrum für interdisziplinäre Forschung«, vgl. Kaufmann, Korff 1995).

Die Gründung der Universität Bielefeld sollte erste Schatten auf das Werk von Schelsky werfen, nicht nur wegen der von einem Buchhändler in Paderborn – der sich vermutlich von einer Universitätsgründung in seiner Heimatstadt einiges versprochen hatte – ausgegrabenen »Schulungsschrift« zur »Sozialistischen Lebensführung«, die Schelsky als 21-jähriger Student in Leipzig verfasst hatte. Sie ist indiskutabel – wie auch viele kommunistische Schriften dieser Zeit, die sich des gleichen Vokabulars (Feinde »ausmerzen« usw.) bedienten. Allen beteiligten Münsteraner und Dortmunder Wissenschaftlern, für die Schelsky Verantwortung hatte und zu denen ich gehörte, ist unvergessen, wie er am 2. 12. 1965 vor ihnen in Dortmund Rechenschaft ablegte: Über seine »Jugendschrift«, über jene Zeit, über sich als

Wissenschaftler. Es kam zu einer eindrucksvollen Solidaritätserklärung, die nicht zuletzt der Mit-Direktor der Sozialforschungsstelle, Prof. Heinz Hartmann, angeregt hatte. Ihr schlossen sich die politischen Parteien (bis hin zu den Jungsozialisten) und viele Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens an.

Schelskys Aufbauarbeit und seine Reformideen für die Universität Bielefeld gerieten bald in die Mühlen der seit Juni 1967 intensivierten Studentenrevolte. Hochschullehrer und Assistenten, die er von Dortmund nach Bielefeld »befördert« hatte, emanzipierten sich durch Widerspruch. In einem brieflichen Kommentar zum weiter unten zitierten Beitrag von Otthein Rammstedt schrieb Niklas Luhmann: »Alle wesentlichen Entscheidungen wurden schließlich ohne Schelsky getroffen. Dazu kamen die zahllosen Ungehörigkeiten des Betragens (...). Ich habe mit ihm mehrfach darüber gesprochen und ihm eine »innere Emigration« nahe gelegt; aber ich habe auch gesehen, dass dies ein für mich möglicher Weg war, der ihm nach Temperament, aber auch angesichts seiner Rolle als Planer der Universität, verschlossen blieb« (in Kaufmann, Korff 1995: 50). Gleichwohl wechselte Schelsky, um konsequent zu sein, 1970 von Münster nach Bielefeld.

5. Distanzierungen und Spätwerk

Es ist paradox, dass Schelskys Distanzierung von der Soziologie – besser: vom Fachverband, der Deutschen Gesellschaft für Soziologie – zu einem Zeitpunkt begann, als seine wichtigsten Leistungen für ihre Etablierung noch bevorstanden, im Jahr 1959. Die Gründe hängen mit dem 14. Deutschen Soziologentag, der 1959 in Berlin stattfand, zusammen. Ob seine (vermutliche) Absicht, zum Präsidenten der DGS gewählt zu werden oder die Nicht-Einladung von Hans Freyer den Ausschlag gaben, sei dahin gestellt. Schelsky trat aus der DGS aus und veröffentlichte den geplanten Beitrag für Berlin unter dem Titel: »Ortsbestimmung der deutschen Soziologie«. Der dort gemachte Versuch, im Anschluss an Immanuel Kant und Georg Simmel eine »transzendente Theorie der Gesellschaft« zu begründen, sollte aus den soziologischen Versuchen der Theorie-Begründung nicht ausgeblendet werden. Auch zum Theorie-Praxis-Verhältnis der Soziologie finden sich in dieser Schrift bemerkenswerte Sätze (über die Wirkungen dieses Praxis-Verständnisses auf die Konzeption der Soziologie in Bielefeld vgl. Rammstedt 1995).

Im Jahr 1973 zog sich Schelsky entnervt von Bielefeld und seinem Gründungswerk zurück. Er erreichte, dass sein Lehrstuhl, nun mit der Bezeichnung Rechtssoziologie, in die Rechtswissenschaftliche Fakultät der Universität Münster zurück versetzt wurde. Schon zuvor hatte seine immer vehementere Distanzierung vom Fach begonnen; sie fand im Jahr 1981 mit der Aufsatzsammlung »Rückblicke eines ›Anti-Soziologen‹« ihren Abschluss.

Für Schelsky war es eine tiefe Genugtuung, als er im Jahr 1975 mit dem Werk »Die Arbeit tun die anderen« einen Bestseller landete. Bereits 1971 hatte seine »politische Schriftstellerei« (Schelsky) begonnen, mit dem Paukenschlag eines Aufsatzes in der FAZ: »Die Strategie der Systemüberwindung«. Der Beitrag wurde in über 1,5 Mio. Exemplaren verbreitet. Schelsky war stolz auf solche Erfolge und wollte nicht einsehen, dass diese »politische Schriftstellerei« ihn von ernsthaften Fachdiskussionen immer weiter entfernte. Dass seine Rede bei einem CSU-Parteitag, auf Einladung von Franz-Josef Strauß, Wasser auf die Mühlen seiner wissenschaftlichen und politischen Gegner war und letztlich auch sein Werk tangierte, sah er nicht. Schelsky wollte, das wurde immer deutlicher, politisch wirken, was dazu führte, dass die (oft unzureichende) empirische Analyse von sozialphilosophischen und politischen, von moralisierenden und zunehmend kulturkritischen Anmerkungen überlagert wurde.

»Die Arbeit tun die anderen« hatte den Untertitel: »Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen« – eine Kampfansage an die »Sinnproduzenten«. Zu ihnen rechnete er nicht nur viele Soziologen, sondern vor allem auch Pädagogen »in der Gefolgschaft der Soziologie«. Mit scharfen Worten geißelte er ihre »Erziehung zur Unwirklichkeit«. Dass er selbst zu den – mehr und mehr restaurativen – Sinnproduzenten gehörte, wollte er nicht sehen.

In einem Exkurs wird Heinrich Böll – 1972 Nobelpreisträger für Literatur – als »Kardinal und Märtyrer« angegriffen. Schelskys Zorn hatte Bölls 1972 erschienener »Aufruf« für Ulrike Meinhof hervorgerufen. Wenn er Böll einen »mit seinem Leid wuchernden Egozentriker der publizistischen Macht« nannte, war das wohl nicht ganz falsch, aber nicht die Form von distanzierter Analyse, zu der er seine Studierenden angeregt hatte (es kam zu einem Briefwechsel mit Böll; er dürfte sich im Nachlass befinden; vgl. hierzu die Anmerkung am Schluss).

»Die Arbeit tun die anderen« war wohl auch deshalb ein in der breiten Öffentlichkeit mit Zustimmung aufgenommenes Werk, weil es Vorurteile gegenüber der Soziologie, die sich während der Studentenrevolte aufgebaut

hatten und an denen etliche Fachvertreter und Fakultäten nicht unschuldig waren, in zustimmungsfähige Argumente umsetzte. Die scharfen Kritiken von »Professionellen« sollten nicht davon abhalten, das Werk in den Kanon einer Soziologie der Intellektuellen und ihrer zum Teil verhängnisvollen Rolle für die Bewertung von Ideologien, politischen und historischen Entwicklungen einzubeziehen.

Im Jahr 1978 ließ sich Schelsky emeritieren. Schon zuvor hatte er, von Wien aus, wo er eine Gastprofessur am *Institute for Advanced Studies* inne hatte, das südliche Burgenland für sich entdeckt. In Stadtschlaining kaufte er ein Haus und verbrachte dort die meiste Zeit des Jahres, freundschaftlich mit vielen Einheimischen verbunden, vor allem mit Künstlern, für deren Werk er sich einsetzte. Die Universität Graz machte ihn zum Honorarprofessor. Bei einem Besuch fragte ich ihn angesichts des weiten Blickes in die ungarische Tiefebene: Hat es Ihnen auch dieser Blick nach Ungarn angetan? Schelsky wusste, dass ich auf seine eineinhalbjährige Assistentenzeit, 1940/41 bei Hans Freyer am Deutschen Kulturinstitut in Budapest, anspielte, und entgegnete: »Ja, vielleicht«. In Stadtschlaining ist er begraben. Soweit gingen vielerlei Distanzierungen – und seine Verbitterung.

6. Schlussbemerkungen

Zu Schelskys 65. Geburtstag erschienen drei Festschriften. Eine, im Umfang von 840 Seiten, trägt den Titel: »Recht und Gesellschaft«. Dem Recht, das er als »zentrales Steuerungsmittel« im gesellschaftlichen Wandel sah, galten Schelskys letzte systematische Arbeiten zur Soziologie. Sie basieren auf seiner Theorie der Institution. Neuere Arbeiten zur Theorie der Institution verzichten auf diese Vorleistungen; wie bei anderen Themen, wo differenzierende Anknüpfungspunkte auch im Werk Schelskys liegen, gab und gibt es eine Art »Schweigespirale«.

Ohne jeden Zweifel gehören etliche von Schelskys Büchern und Aufsätzen zu den wichtigsten deutschsprachigen Beiträgen der Soziologie nach 1950. Sie sollten nicht nur als Geheimtipp gelten oder, wie es ja häufig mit den Schriften Georg Simmels geschieht, herangezogen werden, wenn man auf der Suche nach passenden Gedanken ist. Hierzu schrieb mir im Oktober 2008 Clemens Albrecht von der Universität Koblenz-Landau, dem wir, zusammen mit anderen, eine fundamentale Schrift zur Wirkungsgeschichte

der Frankfurter Schule verdanken: »Schelsky ist für mich (im Gegensatz zu König und Adorno) noch heute einer der ganz großen Anreger; wenn ich ein neues Thema angehe, schaue ich zunächst immer, ob ich nicht bei Schelsky etwas dazu finde«.

In einem Brief von Joachim Fischer vom Soziologischen Institut der TU Dresden wird darauf hingewiesen, dass Schelsky nur dann eine Chance habe, »im kollektiven Gedächtnis des Faches zu überleben«, wenn er, vergleichbar der Frankfurter Schule oder der von René König und Erwin K. Scheuch gegründeten Kölner Schule der empirischen Sozialforschung, »innerhalb eines Ensembles wahrgenommen werde«, im »Denkzusammenhang« der Philosophischen Anthropologie (der Fischer, 2008, eine gründliche Studie gewidmet hat). Im vorliegenden Beitrag wurden Hinweise gegeben, dass es auch Themen in der Allgemeinen und etlichen Speziellen Soziologien gibt, bei denen die neuerliche Rezeption lohnt.

Die Beschäftigung mit dem Werk Schelskys hat neben den oft überraschenden Einsichten und Bezügen »Nebenwirkungen«, auf die eine kritische Soziologie nicht verzichten kann: Das Verhältnis von Institution und Person, von Individuum und Gesellschaft, von »Freiheit und Sachzwang« (vgl. Baier 1972) unter wechselnden sozialen Verhältnissen immer neu zu thematisieren und Widersprüche nicht zu scheuen, in die Werk und Person leicht geraten können.

Literatur

Nicht alle im Text genannten Schriften werden hier nochmals aufgeführt.

Der Nachlass von Helmut Schelsky befindet sich erst seit dem Jahr 2008 in der Universitätsbibliothek der Universität Münster. Dort kümmert sich Dr. Frank Hillebrandt um Zugänglichkeit und Auswertung (f.hillebrandt@uni-muenster.de).

Albrecht, C., Gehrman, G.C., Bock, M. 1999: Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule. Frankfurt/Main: Campus.

Baier, H. 1972: Freiheit und Sachzwang. Beiträge zu Ehren Helmut Schelskys. Opladen: Westdeutscher Verlag (zu den Beiträgern gehören Helmut Klages, der Berliner Politologe Richard Löwenthal, Peter C. Ludz, Hermann Lübbe, Niklas Luhmann, Hans Maier, Ernst-Joachim Mestmäcker, Paul Mikat, Elisabeth Noelle-Neumann, Trutz Rendtorff, Friedrich H. Tenbruck).

- Fischer, J. 2008: Philosophische Anthropologie. Eine Denkrichtung des 20. Jahrhunderts. Freiburg, München: Verlag Karl Alber.
- Kaufmann, F. X., Korff, R. (Hg.) 1995: Soziologie in Bielefeld. Ein Rückblick nach 25 Jahren. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte.
- Kaulbach, F., Krawietz, W. (Hg.) 1978: Recht und Gesellschaft. Festschrift für Helmut Schelsky zum 65. Geburtstag. Berlin: Duncker & Humblot (darin S. 791–835: D. Wyduckel, Bibliographie Helmut Schelsky).
- Lepsius, M. R. 1979: Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945–1967, in: G. Lüschen (Hg.), Deutsche Soziologie seit 1945, Sonderheft 21 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen: Westdeutscher Verlag, 25–70.
- Rammstedt, O. 1995: Helmut Schelsky und die Fakultät für Soziologie. In: F.-X. Kaufmann, R. Korff (Hg.), Soziologie in Bielefeld. Ein Rückblick nach 25 Jahren. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 38–51.
- Schäfers, B. 1984: In Memoriam Helmut Schelsky (14. Oktober 1912 – 24. Februar 1984), Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 36. Jg., Heft 2, 420–426.
- Schelsky, H. 1959: Ortsbestimmung der deutschen Soziologie. Düsseldorf, Köln: Eugen Diederichs Verlag.
- Schelsky, H. 1965: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. Düsseldorf, Köln: Eugen Diederichs Verlag.
- Schelsky, H. 1975: Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schelsky, H. 1980: Die Soziologen und das Recht. Abhandlungen und Vorträge zur Soziologie von Recht, Institution und Planung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schelsky, H. 1981: Im Gespräch mit Ludolf Herrmann, in: Zeugen des Jahrhunderts. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 147–173.

Die Kritik der soziologischen Vernunft*

Hans-Georg Soeffner

1. Kritik und Krise*

Die Patenschaft Immanuel Kants für den Titel meines Vortrages¹ ist unverkennbar. Aber glücklicherweise ist es ganz unmöglich, in einem 30-minütigen, eher skizzenartigem Vortrag mit den beiden detaillierten Reflexionskompendien zu konkurrieren, in denen Kant sein Projekt der Aufklärung weiter vorantreibt.

Zudem grenzt sich die Soziologie, als beobachtende, empirisch fundierte Erfahrungs- und Wirklichkeitswissenschaft, darin waren sich schon die Klassiker unserer Disziplin einig, explizit von der Philosophie ab. Auch wenn sie mit dieser methodisierte Reflexion, analytische Denkfiguren, Verifikationsgebot und Wahrheitskriterien teilt. So hat die Soziologie von der Philosophie gelernt, die praktische durch die reine Vernunft und die reine durch die praktische Vernunft zu kritisieren. Aber aufgrund ihrer erfahrungswissenschaftlichen Fundierung einerseits und des Gebotes der analytischen Distanz zur gesellschaftlichen Praxis andererseits geht Soziologie weder in der reinen noch in der praktischen Vernunft auf.

* Die Formulierung ist – das liegt nahe – schon anderen Autoren eingefallen, zuletzt Klaus Wahl. Da der Titel präzise das charakterisiert, was ich zu sagen habe, halte ich an ihm fest. Ähnliches gilt für die Formulierung »Kritik und Krise«. Reinhart Koselleck nutzte sie (1973) für seine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Gesellschaft. Ich erlaube mir die Wiederverwendung zur Beschreibung einer Verirrung der Soziologie.

¹ Eröffnungsvortrag auf dem 34. Soziologiekongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie »Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen«, 6. Oktober 2008 in Jena.

Dennoch lohnt es sich auch für unsere Disziplin, dem kantischen Denken zu folgen und – wie mein Lateinlehrer gesagt hätte – den genitivus obiectivus gegen den genitivus subjectivus auszuspielen. Also: die Kritik an den Schwächen der soziologischen Vernunft einzubeziehen in die Kritik an der gesellschaftlichen Praxis durch die soziologische Vernunft. Auf den ersten Blick erscheint die Geschichte unserer Disziplin als ein Beleg für solch ein erfolgreiches Wechselspiel der beiden Genitive miteinander. Leider nur auf den ersten Blick!

Denn einerseits behauptet die sogenannte Meistererzählung in der Selbstberichterstattung unserer Disziplin – nicht zu unrecht –, die Soziologie sei ein Kind der gesellschaftlichen Krisen des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts. Zweifelhaft ist aber andererseits die daran anschließende Folgerung, man könne Soziologie ganz allgemein als »Krisenwissenschaft« bestimmen. Vorausgegangene, gegenwärtig erlebte oder gefühlte und sich ankündigende Krisen bilden dann einen Vorrat an Beunruhigungsszenarien, der sich – dankenswerter Weise – nicht aufzehren lässt. Hinter ihm drohen die alltäglichen Formen und Funktionen menschlicher Vergesellschaftung in den grauen Bereich verdienten Desinteresses abgedrängt zu werden.

Daneben eröffnet sich für krisenbezogene Analysen, Diagnosen, bedingte Prognosen und Bewältigungsszenarien – hier wird gewöhnlich ebenso rituell wie missverständlich Max Weber zitiert – in »ewiger Jugendlichkeit« ein unerschöpfliches Betätigungsfeld. Selbstverständlich zielt es eine intellektuell anspruchsvolle, selbstreflexive und kritische Disziplin, wenn sie sich selbst in diese Krisenanalyse einbezieht. Dass soziologische Diagnostiker bei angestrenzter Selbstbetrachtung nahezu zwangsläufig in regelmäßigen Zyklen zu dem Schluss gelangen, auch die eigene Disziplin befinde sich in einer Krise, versteht sich dann beinahe von selbst. Es ist ein Selbstverständnis, in dem sich Beunruhigung über die unerfreuliche Diagnose und wärmende Freude über die eigene Kritikfähigkeit in kaum verhohlener Koketterie angenehm mischen.

Sicher, Krisendiagnosen gehören notwendig zum Geschäft der Soziologie. Sie sind aber, auch wenn sie ihres Aufmerksamkeitsappeals wegen sofort Kommentatoren und öffentliches Interesse anziehen, nur ein Teil dieses Geschäftes und nicht einmal dessen Basis. Denn die Grundlage des Sozialen und der Formen der Vergesellschaftung, einschließlich der Entstehung von Krisen, ist ein deutlich umfangreicherer Sachverhalt, den Simmel dennoch in einfache Worte zu fassen versteht: »Gesellschaft [...] ist (immer schon) [...] da vorhanden, wo mehrere Individuen in Wechselwirkung

treten« (Simmel 2008a: 33) und »die Sociologie als Einzelwissenschaft [...] erforscht [somit] dasjenige, was an der Gesellschaft ›Gesellschaft‹ ist«. Dementsprechend bestimmt er als »das einzige Objekt einer Sociologie als besonderer Wissenschaft [...] die Untersuchung der Kräfte, Formen und Entwicklungen der Vergesellschaftung, des Mit-, Für- und Nebeneinanderseins der Individuen« sowie die Vergesellschaftungsformen und Inhalte, in denen sich Gesellschaft realisiert (Simmel 2008a: 35).

Dass nicht per se friedliche Zustände und soziale Harmonie entstehen, wenn Individuen zueinander in Wechselwirkung treten, sondern dass im Gegenteil Spannungen, Konflikte, Streit- und – nur im günstigen Falle – erfolgreiche Kompromissbildungen die Interaktion kennzeichnen, sahen Simmel und auch Max Weber sehr genau. Beide waren, jeder auf seine Weise, Kantianer. Und bei beiden wirkte ein zentraler Gedanke der kantischen Anthropologie nach: die Einsicht in den grundlegenden »Antagonismus«, der aus der »ungeselligen Geselligkeit« des Menschen entspringt. Denn der Mensch, so Kant, »hat eine Neigung, sich zu *vergesellschaften*, weil er in einem solchen Zustande sich mehr als Mensch d.i. die Entwicklung seiner Naturanlagen fühlt. Er hat aber auch einen großen Hang, sich zu *vereinzeln* (isolieren); weil er in sich zugleich die ungesellige Eigenschaft antrifft, alles bloß nach seinem Sinne richten zu wollen, und daher allerwärts Widerstand erwartet, so wie er von sich selbst weiß, daß er seiner Seits zum Widerstande gegen andere geneigt ist« (Kant 1971: 37f.).

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, warum, wie Simmel herausgearbeitet hat, der Geselligkeit als stimmiger »Spielform der Vergesellschaftung« (Simmel 2008c: 161) eine Sonderstellung zukommt. Der Normalfall ist unumgängliche, bisweilen aufgezwungene gesellschaftliche Interaktion im Zeichen der »ungeselligen Geselligkeit«. Gerade durch dieses spannungsreiche »Zusammenwirken vieler« kann – so Simmel – »etwas entstehen, was [seinerseits, HGS] jenseits des Individuums steht, und doch nichts Transzendentes [Außerweltliches, HGS] ist« (Simmel 2008b: 116): Gesellschaft als System und Prozess. Zugleich aber gilt für das Wechselverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft als objektiv erlebter Faktizität: Wie Gesellschaft als überindividueller, geschichtlicher Prozessablauf auf dem Umweg über das Individuum

zu sich selbst kommt, so kommt das Individuum zu sich selbst auf dem Umweg über Gesellschaft und Vergesellschaftung.²

Soziologie als Wissenschaft der Wechselwirkungen zwischen den Individuen einerseits und zwischen Individuum und Gesellschaft andererseits ist somit die Analyse von Umwegen. Dementsprechend steht sie in einer konstitutiven Distanz sowohl zur jeweiligen Einzigartigkeit, Erlebniswelt und Unersetzbarkeit eines Individuums als auch zur Gesellschaft als einer abstrakten Vorstellung, die allerdings ihre Lebenskraft aus den Handlungen und Vorstellungen eben jener Individuen zieht, denen sie sich als objektive Faktizität entgegenstellt. Eben darum kann und muss auch die Soziologie das leisten, was Simmel Kunst und Religion zuschreibt: Sie muss ihren »Gegenstand in die größte Distanz rücken, um ihn in die größte Nähe zu ziehen« (Simmel 2008f: 327).

Dies gilt zwangsläufig auch für das Verhältnis, das die Soziologie zu sich selbst einnehmen muss. Es ist ein Verhältnis, das sich nicht in leerer Selbstreflexion erschöpfen kann. Neben der selbstreflexiven Kontrolle soziologischer Beobachtung, Analyse und Urteilsbildung steht immer die Verantwortung der Disziplin als Wirklichkeitswissenschaft gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen und dem jeweiligen »Zeitgeist«, mit denen sie sich konfrontiert sieht (vgl. Lepsius 2008: 11). In dieser Hinsicht gilt unverändert die Aufgabenstellung, die Helmuth Plessner 1959 zum 50. Jahrestag der Gründung unserer Fachgesellschaft formuliert hat: »Eine institutionalisierte Dauerkontrolle gesellschaftlicher Verhältnisse in kritischer Absicht und wissenschaftlicher Form – und nur das ist Soziologie als Fach – rechtfertigt sich allein gegenüber [der] Wirklichkeit«. Es ist immer eine Wirklichkeit, die den »überlieferten Formen [...] davonläuft, weil Richtung und Geschwindigkeit ihrer Transformation von ihnen nicht mehr eingefangen werden« (Plessner 1959: 15).

2 Vgl. die parallel verlaufende Argumentation bei Simmel (2008d: 225) zum Verhältnis zwischen Gott und Mensch. Durkheims Feststellung, dass der Gott der Gesellschaft die Gesellschaft sei, erhält auf diese Weise eine zusätzliche Dimension.

2. Kritik der soziologischen an der Verabsolutierung der ökonomischen Vernunft

Eine spezifische und zugleich aufdringliche Manifestation des Zeitgeistes, mit der sich unsere Disziplin heute auseinanderzusetzen hat, ist das, was M. Rainer Lepsius – bezogen auf die Gegenwartssoziologie – als »Ökonomisierung der Wahrnehmungs- und Analysekatégorien« bezeichnet hat (Lepsius 2008: 14). Gemeint ist damit die gegenwärtig zu beobachtende Ausdeutung nahezu aller sozialen Verhältnisse aus dem ökonomisch verkürzten Blickwinkel des Kosten-Nutzen-Kalküls und der Nutzenmaximierung. Die Verabsolutierung dieser Denkfigur ist so in soziologisches Denken eingedrungen, dass es sich nicht mehr selbstreflexiv kontrolliert und kritisch von dieser sich als Theorie verkleidenden Weltanschauung distanzieren kann. Es ist eine Weltanschauung, die sowohl den politischen, wirtschaftlichen und alltäglichen Jargon als auch zeitgenössische Theorieentwürfe prägt.

Ökonomismus als Weltanschauung ist nicht neu. Er hat sich lediglich an der Oberfläche eine neue Semantik gegeben, die nur notdürftig das ihr zugrundeliegende – schon 1848 prägnant charakterisierte – Prinzip verdeckt, »kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig [zu lassen] als das nackte Interesse« (Marx, Engels 2005 [1848]: 46). Entstehung, Wirkung und Haltbarkeit dieses Prinzips distanziert verstehend zu erklären, nicht ihm zu verfallen, ist die Aufgabe unserer Disziplin. Anders ausgedrückt: sie hat die Kritik der soziologischen an der ökonomischen Vernunft zu formulieren und zu begründen. Nur so kann die Soziologie ihrer Aufgabe nachkommen, systematisch ein Spannungsverhältnis sowohl zur Alltagswahrnehmung als auch zu kollektiv geteilten Weltanschauungen und ihren sogenannten Selbstverständlichkeiten aufzubauen. Und nur so kann sie das Illusionäre und die zweifelhaften Selbstlegitimationen der innerweltlichen Religion des jeweiligen Zeitgeistes freilegen.

Natürlich hat auch die ökonomische Vernunft als »Bereichsrationalität« mit spezifischer Reichweite eine analytische Funktion und damit einen legitimen Platz auf den Anwendungsfeldern der praktischen Vernunft. Zum universalen Erklärungs- und Handlungsprinzip überdehnt, verliert sie jedoch ihren analytischen Charakter und transformiert sich zu einer Weltanschauung, von der sich auch heute mit Marx sagen lässt: »Die Vernunft hat immer existiert, nur nicht immer in der vernünftigen Form« (Marx 2004: 234).

Dass aber gerade unsere Disziplin gegenwärtig der Weltanschauung des Ökonomismus mit zu verfallen droht, ist erklärungsbedürftig, hatte doch Max Weber bereits dessen Grenzen deutlich sichtbar gemacht, indem er feststellte, dass »die ›Einseitigkeit‹ und Unwirklichkeit der rein ökonomischen Interpretation des Geschichtlichen« bestenfalls als methodischer Kunstgriff erlaubt, sonst aber unfähig sei, »die uns umgebende Wirklichkeit des Lebens, in welches wir hineingestellt sind in ihrer Eigenart« und in der »Kulturbedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen« zu verstehen (Weber 1973a: 170).

Zwar sieht auch Weber, dass »Interessen ([allerdings, HGS] materielle *und* ideelle), nicht: Ideen [...] unmittelbar das Handeln der Menschen« beherrschen. Dann jedoch heißt es bei ihm »aber die ›Weltbilder‹, welche durch ›Ideen‹ geschaffen wurden, haben sehr oft die Bahnen bestimmt, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte« (Weber 1988: 252). Für den einzelnen sozialen Akteur folgt daraus, dass er weder restlos vergesellschaftet und sozial determiniert ist, noch einer internalisierten Logik der Nutzenmaximierung folgt. Er ist, um mit Bourdieu zu sprechen, »weder Automat noch rationaler Kalkulator« (Bourdieu 1993: 73).

Allerdings hat sich – durch die zunehmende Dominanz des Wirtschaftssystems innerhalb des globalen Gesellschaftssystems – die Situation gegenüber dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert dramatisch verschärft. Was Marx und Engels angesichts des sich formierenden Weltmarktes bereits für die Mitte des 19. Jahrhunderts plakativ gegen die Bourgeoise als Klasse formulierten, dem kommt heute die Realität sehr nahe: »Die moderne Staatsgewalt« wird mehr und mehr zu einem »Ausschuss, der die gemeinschaftlichen Geschäfte« (Marx, Engels 2005: 46) von weltweit agierenden Banken und Wirtschaftskonsortien verwaltet. Und was Simmel später über London als das Herz der englischen Geldwirtschaft sagte, indem er einen englischen Verfassungshistoriker zitierte, lässt sich heute für die sogenannte freie Marktwirtschaft verallgemeinern: Sie hat im Verlauf ihrer ganzen Geschichte niemals als das Herz der menschlichen Gesellschaft gehandelt, manchmal vielleicht als ihr Verstand, immer jedoch als Geldbeutel derer, die davon profitierten (vgl. Simmel 2008e: 321f.).

Daraus resultiert eine enge Wechselwirkung von ökonomischen Strukturen und der Semantik des öffentlichen Diskurses, von Ökonomie als Logik des Wirtschaftens und Ökonomismus als Weltanschauung. Das Nutzenmaximierungspostulat dringt als »Kapitallogik« buchstäblich in alle Poren des menschlichen Lebens ein. Und obwohl der Traum von der Be-

seitigung der Mangelökonomie seine Wirkung nur entfalten kann, wenn man die Augen zukneift, beherrscht das Sprach- und Symbolrepertoire des Ökonomismus einen großen Teil gegenwärtiger Welt- und Lebensdeutung (vgl. Negt 2004: 19) – im öffentlichen Diskurs ebenso wie in den Stillblüten der Consultant-Rhetorik, der neuen Umgangssprache einer stetig wachsenden Evaluationsbürokratie.

Dieser Geist »geistloser Zustände«³ drückt mehr aus, als sich an der Oberfläche seiner semantischen Ausdrucksformen zeigt. Hatte Hannah Arendt im Nationalismus als Weltanschauung das Ergebnis der Eroberung des Staates durch die Nation gesehen, so drückt sich im Ökonomismus als Weltanschauung die Eroberung des Staates und der Politik durch die Logik der Ökonomie aus. Es ist der Vorzug der soziologischen Perspektive, dass durch sie das Auseinanderklaffen von historisch-sozialen, politischen und ökonomischen Strukturen einerseits und den von ihnen ausgelösten weltanschaulichen Überhöhungen bzw. Legitimationsbemühungen andererseits sichtbar und damit analysierbar gemacht werden kann. Beispielhaft ist hier die kollektive Suche nach einer beruhigenden Antwort auf die Bedrohung durch globale transnationale Transformationsprozesse. Diese greifen unübersehbar in das alltägliche Leben der Menschen ein. Nicht nur die Individuen spüren die Bedrohung, sondern es wird auch immer deutlicher, dass die nationalstaatliche Politik den neuen Herausforderungen ebenso wenig adäquate Bewältigungsmechanismen entgegensetzen hat, wie eine ausschließlich national orientierte Soziologie imstande ist, die Gegenwartsgesellschaft zu analysieren.

Der Ökonomismus beruhigt hier. Er suggeriert, dass die auf Nutzenmaximierung beruhende Kapitallogik – aus der sich ja gerade Widersprüchlichkeit und Dynamik der Transformationsprozesse speisen, letztlich im Dienste einer höheren Vernunft stehe und der Geist des Kapitalismus ein guter sei: Im Lichte einer hinter allen Widersprüchen waltenden, sich selbst regulierenden Vernunft – ich erinnere an Adam Smith's Glauben an die unsichtbar steuernde Hand – werde das freie Spiel der Kräfte schließlich doch immer wieder in einem befriedigenden Gleichgewicht münden.

Die Anhänger dieser innerweltlichen Religion sehen in der dürftigen ökonomischen Wirklichkeit – dem Zusammenbruch der Finanzmärkte, der ungehemmten Spekulation mit Rohstoffen und Energiepreisen, der Armutsmigration und dem Abbau sozialer Sicherungssysteme – keinen Wi-

3 Marx über die Religion in einer »herzlosen Welt«, vgl. Marx 2004: 275.

derspruch zu ihrem Glauben. Im Gegenteil: ganz in der Linie traditioneller religiöser Heilsbotschaften verweist man darauf, dass – der Funktionstüchtigkeit ökonomisch prästabiler Harmonie zuliebe – auch Opfer zu bringen seien, immer allerdings in der Hoffnung, dass man als praktizierender Ökonomist schon nicht zu den Opfern zählen werde: Vor allem dann nicht, wenn es gelingt, durch den Appell an den Gemeinsinn des Steuerzahlers die Kosten für die durch Eigennutzenmaximierung entstandenen Pleiten ›fremd zu finanzieren‹.

3. Im Zweifel Verantwortung!

Soziologie als bewusste, methodische Verunsicherung sowohl alltäglicher Gewissheiten als auch wissenschaftlicher Routinen und Standardüberzeugungen kann sich gegenüber solcher gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeiten und Weltanschauungen nicht lediglich als analytisch-selbst-reflexive, eher konstatierende als gestaltende Wissenschaft verstehen. Bei aller methodischen Distanz zu ihrem Gegenstand steht sie nicht außerhalb der Gesellschaft, sondern in ihr. Als »angewandte Aufklärung« (René König) trägt Soziologie eine Mitverantwortung für die Gesellschaft, in der sie steht. Es ist ihre genuine Pflicht, die Bilder nachzuzeichnen und soziodiologisch zu analysieren, die Gesellschaften von sich entwerfen. Aber ebenso sehr muss sie eine intensive und vernunftgeleitete Diskussion anstoßen und in Gang halten über jene Bilder vom Menschen und jene Handlungsoptionen, die wir – rational begründet – verwirklichen wollen.

Dabei kann es nicht darum gehen, der Politik oder wem auch immer verbindliche Anweisungen zu geben. Mit guten Gründen hat Max Weber betont, dass es niemals die »Aufgabe« der Soziologie als »Erfahrungswissenschaft sein kann, bindende Normen und Ideale zu ermitteln, um daraus für die Praxis Rezepte ableiten zu können« (Weber 1973a: 149). Denn die erfahrungswissenschaftlich ermittelte Wahrheit ist nicht nur historisch bedingt, standortgebunden und abhängig vom subjektiven Erkenntnisvermögen, sondern auch primär analytisch.

Als solche will sie zwar für alle gelten, »die Wahrheit wollen« (Weber 1973a: 184), aber als analytische, historisch-erfahrungswissenschaftliche Wahrheit kann sie keine inhaltlich verbindlichen Normen setzen. Gerade in der analytischen Distanz gegenüber der Formulierung von Normen und

in der Enthaltbarkeit gegenüber normativen Gewissheiten besteht der Wert dieser Wahrheit. »Wem diese Wahrheit«, so Weber, »nicht wertvoll ist – und der Glaube an den Wert wissenschaftlicher Wahrheit ist Produkt bestimmter Kulturen und nichts Naturgegebenes –, dem haben wir mit den Mitteln unserer Wissenschaft nichts zu bieten« (Weber 1973a: 213).

Webers Hinweis auf die kulturabhängige Entstehung des Glaubens an den Wert wissenschaftlicher Wahrheit lässt sich vertiefen; denn das Spezifische dieser Wahrheit, besteht darin, dass sie sich – wie insbesondere Descartes, Kant und Husserl betonen – systematisch der Kritik und dem Zweifel aussetzt. Mit seiner Formel »ich weiß, dass ich nicht weiß« macht sich Sokrates bekanntlich zum philosophischen Ahnherren dieses Zweifels in unserer Kultur. Neben den philosophischen tritt jedoch später auch ein existentieller Zweifel, der unsere Kultur ebenso prägt und sie in ein für sie konstitutives, fortwährendes Spannungsverhältnis zwischen Säkularisierung und religiöser Bindung, innerweltlichen und metaphysischen Erlösungsvorstellungen treibt.

Dieser – auch von den christlichen Kirchen gern übersehene – zugleich fundamentale und wesentlich antifundamentalistische Zweifel wird dem Christentum durch dessen Religionsstifter selbst auferlegt. Indem ein Sohn Gottes und damit der Gott in seiner Dreieinigkeit an sich selbst zweifelt, tritt geschichtlich eine Religion auf den Plan, deren Charakteristikum nicht Glaubensgewissheit ist, sondern Ungewissheit: die Bedrohung der menschlichen Existenz durch den grundlegenden Zweifel an einer göttlichen Sinnstiftung und damit – in der Folge – an der Möglichkeit übergreifender Sinnstiftung überhaupt.

Mit seinem letzten Aufschrei »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«⁴ stellt der göttliche Religionsstifter sich selbst und damit die Möglichkeit von Religion überhaupt in Frage. Dass ein und nur *ein* Gott existiert und dass Götter miteinander kämpfen, sterben und wieder-auferstehen, dass es verschlungene Wege zur letzten Wahrheit gibt und ebenso eine Fülle von Irrwegen, gehört zum komplexen Welterbe religiöser Vorstellungen. Mit dem Gott des Matthäusevangeliums aber nistet sich – und dies ist zugleich kulturspezifisch und ein *novum humanum* – neben dem philosophischen ein grundlegender religiöser Zweifel in unserem Kulturkreis ein.

⁴ NT, Matthäus 27, Vers 46.

Das okzidentale Wissenschaftsverständnis beruht auf beiden: exemplarisch erkennbar in dem Versuch der wissenschaftlichen Konstruktion von Gottesbeweisen und der darauf folgenden, wissenschaftlich notwendigen Zerstörung eben jener »Beweise«. Unbestreitbar ist der analytische Wert dieses Zweifels. Schwierig dagegen ist es, im Geist des Zweifels zu handeln und Verantwortung zu übernehmen. Goethes Feststellung »der Handelnde hat kein Gewissen, nur der (später) Betrachtende hat eins«, benennt das Problem präzise – ohne es zu lösen.

Die Soziologie als zwar wesentlich analytische – zugleich aber für ihren Gegenstand, die gesellschaftliche Wirklichkeit, mitverantwortliche – Disziplin, muss für sich eine Lösung dieses Problems finden. Es muss eine Lösung sein, die es ermöglicht, gesellschaftliche Handlungspotentiale zu erschließen – und auch zu entwerfen –, ohne dass hierdurch die analytische Leistung unserer Disziplin eingeschränkt wird. Anders ausgedrückt: Das aus reflexiver Distanz erwachsende analytische Potential, mit dessen Hilfe die Soziologie mehr sieht als der durch Handlungszwänge eingeeengte, praktische Alltagsverstand, muss die Resultate der Vergangenheitsanalysen und Gegenwartsdiagnosen – nicht nur in Form bedingter Prognosen, sondern auch mit dem Mut zu wertorientierten Optionen – in die Zukunft projizieren.

Allerdings muss Klarheit darüber bestehen, dass bei solchen Prognosen und Möglichkeitsentwürfen das Scheitern immer einkalkuliert ist. Insofern handelt es sich bei ihnen einerseits nicht um Visionen oder eine »Schau«, als deren Ort Max Weber »Das Lichtspiel« empfahl. Aber es gibt andererseits auch keinen Grund, angesichts des Scheiterns von Prognosen in prinzipiellem Defätismus zu versinken. Im Gegenteil: Das Kalkül mit dem Scheitern, *der in die Zukunft verlegte Zweifel*, muss Teil eines fortlaufenden soziologischen Experimentes sein, mit dessen Hilfe die Disziplin nicht nur ihre Annahmen überprüfen und zu einer kritischen »Rekonstruktion ihrer Theoreme« (Lepsius) gelangen kann. Sie wird so darüber hinaus auch ihrer gesellschaftlichen Mitverantwortung gerecht, indem sie ein Mehr an Denkmöglichkeiten und Handlungsoptionen entwirft: aus Einsichten Aussichten eröffnet.

Simmel hat mit einigem Enthusiasmus die Soziologie als eine »neue Methode zur Erkenntnis« beschrieben, als »neuen Schlüssel zu alten Schlössern« und »neues Brechinstrument für die alten Nüsse« (Simmel 2008b: 118). Aber nach ihrer Gründerzeit scheint unsere Disziplin viel an Selbstbewusstsein und Feuer verloren zu haben. Insofern gilt die Mahnung

eines anderen Gründervaters, Max Webers, auch für uns und unser Verhältnis zur Soziologie: »Denn nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit Leidenschaft betreiben kann« (Weber 1973b: 589).

Dafür aber, dass Leidenschaft nicht blind macht, sorgen Kritik und Zweifel der soziologischen Vernunft. Diese für unsere Disziplin wünschenswerte Synthese aus Leidenschaft und Zweifel lässt sich zusammenfassen in der Devise Antonio Gramscis: »Optimismus des Willens, Pessimismus des Intellekts«.

Da ich nun schon einmal dabei bin, Devisen und Imperative zu formulieren, möchte ich Ihnen zum Abschluss meine Variation der letzten Feuerbach-These nicht ersparen, wobei ich eine grammatikalische Zweideutigkeit Marxens beseitige. Also: Die Soziologen haben die Gesellschaft nur verschieden analysiert und interpretiert, es kommt darauf an, sie, *die Soziologen*, so zu verändern, dass ihre Interpretationen das praktische Handeln verändern (können) (vgl. Marx 2004: 404).

Kurz: Einer Soziologie, der es gelingt, über die historisch-kritische Gegenwartsanalyse hinaus – auf der Grundlage sorgfältiger Beobachtung, gründlicher Analyse und helllichtiger Interpretation – Alternativen zu dem zu zeigen, was ist: dieser Soziologie gehört die Zukunft.

Literatur

- Bourdieu P. 1993: Soziologische Fragen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kant, I. 1791: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. In I. Kant, Werke in zehn Bänden, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 9. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 33–50.
- Koselleck, R. 1973: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lepsius, M.R. 2008: Blicke zurück und nach vorne. M. Rainer Lepsius im Gespräch. In A. Hepp, M. Löw (Hg.), Soziologie als Profession. Frankfurt/M., New York: Campus, 11–75.
- Marx, K. 2004: Frühschriften. Hrsg. von Siegfried Landshut; 7. Aufl. neu eingereicht von O. Heins und R. Sperl. Stuttgart: Kröner.
- Marx, K., Engels, F. 2005 [1848]: Das kommunistische Manifest. Hamburg: Argument Verlag.
- Negt, O. 2004: Geleitwort zur 7. Auflage. In K. Marx, Die Frühschriften. Stuttgart: Kröner.

- Plessner, H. 1959: Ansprache des Präsidenten der Gesellschaft. In: Deutsche Gesellschaft für Soziologie, Verhandlungen des 14. Deutschen Soziologentages. Stuttgart: Enke, 8–16.
- Simmel, G. 2008a: Das Problem der Sociologie. In: G. Simmel, Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen, hrsg. von O. Rammstedt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 31–38.
- Simmel, G. 2008b: Das Objekt der Soziologie. In: G. Simmel, Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen, hrsg. von O. Rammstedt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 115–118.
- Simmel, G. 2008c: Soziologie der Geselligkeit. In: G. Simmel, Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen, hrsg. von O. Rammstedt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 159–173.
- Simmel, G. 2008d: Soziologie der Konkurrenz. In: G. Simmel, Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen, hrsg. von O. Rammstedt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 202–225.
- Simmel, G. 2008e: Die Großstädte und das Geistesleben. In: G. Simmel, Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen, hrsg. von O. Rammstedt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 319–333.
- Simmel, G. 2008f: [Aphorismen, Auszüge aus Postume Veröffentlichungen]. In G. Simmel, Jenseits der Schönheit. Schriften zur Ästhetik und Kunstphilosophie, hrsg. von I. Meyer. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 327–328.
- Weber, M. 1988: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I, Tübingen: Mohr.
- Weber, M. 1973a: Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr, 146–214.
- Weber, M. 1973b: Wissenschaft als Beruf. In M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr, 582–613.

Neuer Bachelor of Arts »Soziologie« an der FernUniversität in Hagen gestartet

Holger Lengfeld

Mit Beginn des Wintersemesters 2008/2009 ist an der FernUniversität in Hagen ein neuer B.A. Soziologie an den Start gegangen, der derzeit einzige grundständige soziologische Studiengang, der im Fernstudium an einer deutschsprachigen Universität absolviert werden kann. Er wurde für fünf Jahre akkreditiert und ersetzt den auslaufenden Magisterstudiengang, der in Hagen über viele Jahre angeboten wurde. Zugleich ergänzt er den seit 2006 angebotenen Master of Arts »Soziologie: Individualisierung und Sozialstruktur«. Studierende aus Deutschland, Österreich, der Schweiz sowie aus weiteren europäischen und außereuropäischen Ländern können damit orts- sowie zeitunabhängig einen ersten berufsqualifizierenden Soziologieabschluss erlangen. Der Studiengang ist besonders für Personen interessant, die aufgrund von aktueller Berufstätigkeit, Erziehungsarbeit oder Auslandsaufenthalt kein Präsenzstudium ausüben können. Es wird eine Vollzeit- (sechs Semester) und eine Teilzeitvariante (12 Semester) angeboten. Ausgehend von den Erfahrungen mit dem auslaufenden Magisterstudiengang wird damit gerechnet, dass die Mehrzahl der Studierenden die Teilzeitvariante wählt.

Ziel des Studiengangs ist es, gemäß den DGS-Empfehlungen breite Kenntnisse der Soziologie zu vermitteln. Im Zentrum stehen die allgemeinen theoretischen Grundlagen und die analytischen Werkzeuge des Fachs, die Ausbildung in den qualitativen und quantitativen Methoden der Sozialforschung sowie eine systematische Einführung in Sozialstruktur, soziale Differenzierung und sozialen Wandel als Kernbereiche. Zugleich bietet das Forschungsprofil des Hagener Instituts für Soziologie die Möglichkeit, soziologische Querschnittskompetenzen und Werkzeuge in einer Reihe von speziellen Soziologien zu erwerben.

Profil

Die Grundkonzeption besteht aus theoretischen Grundlagen, methodischen Basiskompetenzen und anwendungsbezogenen Inhalten. Die *Grundlagen* werden durch die Vermittlung von soziologischen Grundbegriffen, theoretischen Werkzeuge der Struktur- und der Handlungstheorie und durch die Beschäftigung mit klassischen Theorien der Soziologie gelegt. Die *Methodenausbildung* folgt dem Pluralismus von quantitativ-statistischer und qualitativ-explorativer Sozialforschung. Die Studierenden lernen beide methodischen Herangehensweisen gleichberechtigt kennen und erhalten Einblicke in die unterschiedlichen Methoden der Datenerhebung und -auswertung. Die Vermittlung der *anwendungsbezogenen Inhalte* geschieht zum einen in Form von Einführungen in die Sozialstruktur- und Ungleichheitsforschung und in die Theorie und Empirie sozialen Wandels im ersten Studienabschnitt. Zum anderen dienen die Vertiefungsbereiche im zweiten Studienabschnitt dazu, dass die Studierenden das theoretische und methodische Handwerkszeug an ausgewählten gesellschaftlichen Feldern beispielhaft einsetzen und dadurch erste Erfahrungen im eigenständigen wissenschaftlichen Arbeiten sammeln. Diese Form der thematischen Spezialisierung soll in einer empirisch ausgerichteten Bachelorarbeit aufgegriffen werden. Die Tabelle auf der folgenden Seite stellt einen idealtypischen Studienverlauf im Vollzeitstudium dar.

Lehr- und Prüfungsformen

Das Besondere des Fernstudiums liegt in den Methoden der Wissensvermittlung. Nach dem Konzept des »Blended Learning« werden schriftliche Lehrtexte, vertiefendes Selbststudium, Präsenzveranstaltungen, Online-Seminare und mentorielle Betreuung durch die Lehrenden über netzgestützte Lernplattformen eingesetzt. Die Basis der Lehre sind *Studienbriefe*, gedruckte Lehrtexte, die durch Übungsaufgaben sowie empfohlene weiterführende Literatur ergänzt werden. *Präsenzseminare* dienen der Lernkontrolle, der Vertiefung von Inhalten und der Vorbereitung auf die jeweilige Modulprüfung. Die Teilnahme an mindestens einem Präsenzseminar ist während des gesamten Studiums verpflichtend. Typischerweise werden Präsenzseminare in Blockform mit einer Dauer von zwei bis drei Tagen in Hagen und in den Studienzentren der FernUniversität abgehalten. Studienzentren sind Service-, Beratungs- und Betreuungszentren der FernUniversität in ganz Deutschland und dem benachbarten Ausland.

<i>Sem.</i>	<i>Modul</i>	<i>Inhalt</i>	<i>Credit Points</i>
Erster Studienabschnitt			
1.	M 1	Einführung in soziologisches Denken; Grundbegriffe, Schlüsselqualifikationen	15 CP
	M 2	Handlungstheoretische Werkzeuge soziologischer Analyse	15 CP
2.	M 3	Wissenschaftstheorie und quantitative Methoden empirischer Sozialforschung	15 CP
	M 4	Klassische Perspektiven auf die moderne Gesellschaft	15 CP
3.	M 5	Qualitative Methoden empirischer Sozialforschung	15 CP
	M 6	Sozialstruktur und soziale Ungleichheit moderner Gesellschaften	15 CP
Zweiter Studienabschnitt			
4.	M 7	Gesellschaftliche Differenzierung und sozialer Wandel	15 CP
	M 8	Soziologischer Vertiefungsbereich I Eines der folgenden Module muss gewählt werden: M 8.1 Grundlagen der Kulturosoziologie M 8.2 Empirische Kulturosoziologie M 8.3 Stadt und Raumentwicklung M 8.4 Interaktion, Sozialisation, Identität M 8.5 Organisation M 8.6 Arbeit	15 CP
	M 9	Vertiefungsbereich in einer Nachbardisziplin	15 CP
	M 10	Soziologischer Vertiefungsbereich II Ein weiteres Modul aus 8.1 bis 8.6 muss gewählt werden	15 CP
	M 11	Vertiefungsbereich in einer Nachbardisziplin	15 CP
	M 12	Abfassung der Bachelorarbeit Präsentation der Bachelorarbeit	12 CP 3 CP

Studienverlaufsplan B.A. Soziologie(VZ) an der FernUniversität Hagen

Ergänzend zu diesen klassischen Lehrformen werden Elemente der virtuellen Lehre eingesetzt. Die favorisierte Lernumgebung *Moodle* (»Modular Object-Oriented Dynamic Learning Environment«) stellt Materialien, Links und Übungsfragen bereit, es werden von den Lehrenden thematische Diskussionsforen und Newsgroups initiiert, beaufsichtigt und begleitet. Die tagtägliche virtuelle Betreuung wird von den Modulverantwortlichen

und sogenannten »virtuellen Mentoren«, an den Lehrgebieten tätige wissenschaftliche Hilfskräfte, sichergestellt. Für die Studierenden bietet die virtuelle Lernumgebung zudem Möglichkeiten der Vernetzung, des Kontakts mit Lehrenden und einer zeit- und raumunabhängigen inhaltlichen Diskussion, in der die Teilnehmer sich selbst organisiert oder unter Anleitung Modulinhalte erarbeiten können. Weiterhin werden moodle-gestützte *Online-Seminare* durchgeführt, die die Teilnehmer auf das eigenständige Verfassen von wissenschaftlichen Texten vorbereiten, oder die die Studienbrieflektüre bzw. die vertiefende Literatur begleiten.

Im B.A. Soziologie werden alle gebräuchlichen Prüfungsformen eingesetzt: Klausur, mündliche Prüfung und Hausarbeit (je nach Modul mit unterschiedlichem Umfang). Die meisten Module bieten Wahlmöglichkeiten, wobei im Laufe des Studiums jede Prüfungsform mindestens einmal gewählt werden muss. Klausuren finden in der Regel in den Studienzentren statt. Mündliche Prüfungen werden in Hagen oder per Videoschaltung in ausgewählten Studienzentren durchgeführt.

Zulassung und Kosten

Zulassungsvoraussetzungen sind eine Hochschulzugangsberechtigung, ein Internetzugang, um die virtuelle Lernumgebung nutzen zu können, sowie ausreichende englische Sprachkenntnisse. Ein NC besteht nicht. Die Einschreibung erfolgt zum Sommer- wie zum Wintersemester. Mit Ablauf der Startphase des Studiengangs (voraussichtlich Wintersemester 2009/2010) werden in jedem Semester alle Module parallel angeboten.

Derzeit werden an der FernUniversität in Hagen keine Studiengebühren erhoben. Für den Bezug von Studienmaterialien (vor allem der zum Teil sehr umfangreichen Studienbriefe) werden jedoch Bezugsgebühren fällig.

Nähere Hinweise zum neuen B.A. Soziologie finden sich im so genannten »Studienportal« www.fernuni-hagen.de/KSW/basoz/, der Homepage des Studiengangs.

Vertraute Unsicherheit

Ein Bericht über den 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 06.–10. Oktober 2008 in Jena

Lars Gertenbach und Henning Laux

Beobachtungen gehören unbestritten zum Alltagsgeschäft von Soziologinnen und Soziologen. Mitunter wird diese Aufgabe jedoch durch »widerpenstige« Untersuchungsobjekte erschwert. Zuweilen trübt aber auch die eigene Involviertheit in das soziale Geschehen den Blick und wirft die Frage auf, aus welcher Rolle heraus ein solcher Bericht geschrieben werden kann – als Teilnehmer, als Beobachter oder gar nur als Zaungast oder Flaneur. Als Mitarbeiter des Jenaer Instituts für Soziologie befinden wir uns zunächst in einer Nahperspektive, auch wenn wir nicht unmittelbar mit organisatorischen Aufgaben betraut waren. Der Vorteil einer solchen Nähe kann allerdings darin bestehen, dass einige Dinge genauer gesehen werden als es einem distanzierten Beobachter möglich wäre. So lässt sich vermutlich deutlicher abschätzen, welches organisatorischen Aufwandes es bedarf, um eine Veranstaltung von einer derartigen Größenordnung zu bewältigen. Vorab gilt unser besonderer Dank daher der lokalen Organisationsgruppe um Margrit Elsner und Kathy Kursawe.

Die Soziologie stellt nun zahlreiche methodologische Instrumente bereit, um diese Nahperspektive zu verlassen und den eigenen Blick auf die thematischen Ereignisse des Kongresses zu objektivieren. Was die relevanten Akteure anbetrifft, haben wir uns gegen die Akteur-Netzwerk-Theorie (vgl. Latour 2007) und für eine klassische Berichtvariante entschieden: In der Folge werden daher ausschließlich intentionale Subjekte beobachtet und versammelt.

1. Unsicherheit als stabile Basis des Faches

Mit dem Oberthema »Unsichere Zeiten« ist es gelungen, ein Motiv von tragender zeitdiagnostischer Kraft ins Zentrum der Debatte zu stellen. Die Koinzidenz mit der weltweiten Krise an den Finanzmärkten, die während des gesamten Kongresses für eine gewisse Selbstevidenz des Themas gesorgt hat, mag ex post als *Zufall* heruntergespielt oder als soziologischer *Weitblick* hypostasiert werden. In jedem Fall wurde der Eindruck eines gegenwarts- und problembezogenen Fachbetriebes erzeugt, der auf *diese* Problemlage bereits einigermaßen vorbereitet war.

Neben diesem Realitätsbezug erwies sich der Schwerpunkt Unsicherheit aber auch als geeigneter Input für die fachinterne Debatte. Das Kongress-thema zierte nicht nur die Titel verschiedenster Veranstaltungen, sondern dif-fundierte auch in viele Einzelbeiträge hinein, so dass die üblichen Debatten über Sinn und Unsinn des gewählten Kongresstitels in Jena jedenfalls fast voll-ständig unterblieben. Folglich diente die Kategorie der Unsicherheit als bei-nahe selbstverständliche Drehscheibe zahlreicher Untersuchungen. Kritisch anzumerken ist allenfalls, dass Unsicherheitsphänomene aus soziologischer Perspektive offenbar so selbstevident sind, dass in den meisten Beiträgen auf eine begriffliche Auseinandersetzung mit der Kategorie verzichtet wurde. Statt-dessen wurde häufig ein Subtext der »anwachsenden Unsicherheit« aufgebaut, der dann als nicht weiter hinterfragbare Evidenz gesetzt wurde.

Darüber hinaus ließ sich vielerorts eine Aneignung des Kongressthemas beobachten, die nicht nur ausblendete, dass der Kongress einen Untertitel (»Herausforderungen gesellschaftlicher Transformation«) besaß, sondern auch, dass der Begriff der Unsicherheit im Kongresspapier durchaus vielschichtig ausgedeutet worden war. Auf dem Kongress selbst wurde das Thema aber fast ausschließlich unter dem Aspekt der »Gefährdung«, also der Zunahme der gesellschaftlichen Problem- und Bedrohungslagen diskutiert. Dies mag vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklungen nicht verwundern, bemerkens-wert ist es jedoch insofern, als unsichere Zeiten eben auch als Herausfor-derungen wahrgenommen werden können, die weitere und neue Möglichkeits-räume erst eröffnen. Von dieser Dimension war in den Beiträgen selbst aber kaum etwas spürbar.

Schließlich ist über die fünf Kongresstage hinweg aufgefallen, dass die Analy-se von Unsicherheit in zahlreichen Fällen mit einer Adressierung der gesell-schaftlichen Mitte zusammenfiel. Dahinter zeigt sich die zeitdiagnostische Grundüberzeugung, dass Unsicherheitsphänomene immer weniger als tempo-

rär oder interim zu begreifen sind und sich ebenso wenig länger auf gesellschaftliche Ränder – etwa die »Armen«, »Überflüssigen« oder bereits »Exkludierten« – reduzieren lassen. Folgt man diesen Beiträgen, dann breiten sich die Gefühlslagen sozialer Verunsicherung sozialstrukturell derzeit offenbar immer weiter »nach oben« aus. Hier gilt es, eine ausbalancierte Perspektive zu gewinnen, so dass die beschriebene Fokussierung der soziologischen Debatte auf die soziale Mitte nicht in eine erneute Unsichtbarmachung der gesellschaftlichen Ränder mündet.

2. Das Programm

Traditionell wurde auch das Jenaer Kongresspublikum mit dem Problem der Unentscheidbarkeit konfrontiert. Eine stabil-konsistente Präferenzordnung wollte sich bei den meisten Besucherinnen und Besuchern auch bei mehrmaliger Lektüre des Programmheftes einfach nicht einstellen. Hierüber konnte letztlich auch die zu begrüßende Reduktion der Anzahl der Ad-Hoc-Gruppen nicht hinweghelfen. Während auf dem Kasseler Kongress 2006 noch 73 Ad-Hoc-Gruppen angenommen worden waren, war deren Zahl in Jena auf »nur noch« 48 Gruppen beschränkt, zu denen sich erstmalig auch eine studentische Ad-Hoc-Gruppe gesellte. Eine deutliche institutionell beförderte »Erleichterung«, so könnte man meinen; unmittelbare Folgen hatte dies für die Tagesplanung allerdings kaum, fanden doch die Ad-Hoc-Gruppen trotzdem noch in einer mehr als 10-fachen Parallelschaltung statt. So wurden insgesamt auf dem Kongress 632 Vorträge gehalten, wovon 541, d.h. knapp 86 %, auf Sektionsveranstaltungen und Ad-Hoc-Gruppen abfielen.

Reformbedürftig erscheint daher rückblickend vor allem der Vormittag. Dort wurde auf einige wenige Plenarsitzungen gesetzt, was den Effekt hatte, dass zwar nicht immer für jeden etwas dabei war, die Hörsäle aber mangels Alternativen trotzdem randvoll waren. Am Nachmittag liefen dann Sektionen, Ad-hoc-Gruppen und andere Formate parallel, entwerteten einander und sorgten dafür, dass die »Exit-Option« weitaus häufiger Verwendung fand als die »Voice-Option«. Dank der insgesamt hohen Besucherzahlen führte dies glücklicherweise nicht zu Leerständen. Positiv aufgefallen ist die Veranstaltungsform des »Author Meets Critics«. Die textbasierten Auseinandersetzungen erreichten – wie schon bei den vorangegangenen Kongressen – ein hohes fachliches Niveau, was nicht zuletzt auf die gelungene Besetzung der

Sitzungen zurückzuführen ist. Das großzügige Zeitbudget von drei Stunden erlaubte zudem eine gründlichere Debatte zwischen Autoren, Kritikern und Publikum, als sie in den üblichen Formaten und im Rahmen eines Einzelsvortragtes möglich wäre. Hier ist hinsichtlich künftiger Kongresse zu empfehlen, dieses Format deutlicher hervorzuheben und zumindest nicht in Konkurrenz zu den Sektionsveranstaltungen stattfinden zu lassen.

So undankbar und selektiv es ist, auf einzelne Vorträge in wenigen Worten einzugehen, wollen wir uns doch auf einige, vor allem größere Veranstaltungen konzentrieren. Die Eröffnungsreden des Kongresses wurden von Hans-Georg Soeffner als derzeitigem Vorsitzenden der DGS und Ulrich Beck gehalten. Während Soeffner zu einer »Kritik der soziologischen Vernunft« ausholte (vgl. S. 60ff in diesem Heft), proklamierte Beck die »Neuvermessung der Ungleichheit«. Unter den angekündigten Titeln verbargen sich Vorträge, die weniger den Charakter einer begrifflichen und theoretischen Grundlegung trugen, sondern vielmehr als übergreifende programmatische Statements begriffen werden sollten. So verfolgte Soeffner eine vehemente Zurückweisung der Ökonomisierung der Soziologie und griff in seiner Kritik am ökonomischen Rationalitätsmodell gegenwärtiger soziologischer Theorien nicht nur auf hermeneutische Ansätze zurück, sondern dezidiert auch auf agonistische Theoretiktraditionen von Marx bis Gramsci. Demgegenüber proklamierte Beck, wie auch in einigen zuvor publizierten Beiträgen, eine Neuorientierung des Faches hin zu einer kosmopolitisch orientierten und global informierten Soziologie. Für diese längst fällige Neuvermessung sei der Begriff der Ungleichheit illustrativ, verweise er doch auf die Grenzen nationalstaatlich eingefärbter Kategorien und die globale Ordnung des 21. Jahrhunderts. Der Begriff der »Unsicherheit« fungierte so in beiden Fällen nicht als Kern der Vorträge, sondern wurde zum Ausgangspunkt für eine Neuorientierung der Soziologie erklärt, die im einen Fall jenseits des »methodologischen Nationalismus« stattzufinden habe und im anderen Fall in einer Zurückweisung eines ökonomisch-imperialistischen Begriffsgebäudes zum Tragen komme.

Ausführlicher als in der Eröffnungsveranstaltung wurde das Kongress-thema in anderen Veranstaltungen aufgegriffen. Dezidiert etwa im Forum »Unsichere Arbeitswelt« mit Günter Wallraf, wie auch bei der Podiumsdiskussion zwischen Robert Castel und Serge Paugam. Die beiden ausgewiesenen französischen Ungleichheits- und Armutsforscher debattierten genau jene Frage, die im Vorfeld als eine zentrale Klammer um das Kongress-thema ange-dacht war: die Frage nach der Reichweite der fortschreitenden Prekarisierung der Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse einerseits und der prospektiven

Variabilität des derzeitigen Lohnarbeits-Arrangements andererseits. Im Mittelpunkt stand hierbei die Frage, welche Ausmaße bzw. Tiefendimension die gegenwärtig zu beobachtenden Veränderungen innerhalb der Arbeitsverhältnisse besitzen und in welchem Grad auch die »gesellschaftliche Mitte« bzw. die bisher stabilen »Normalarbeitsmodelle« von der zunehmenden Prekarisierung und Destabilisierung betroffen sind. Mit Blick auf den gesamten Kongress kann dieser Debatte auch deshalb ein zentraler Stellenwert zugesprochen werden, als deutlich wurde, dass die Diskussionen um den Begriff der Unsicherheit wohl am häufigsten auf die Veränderungen in der Arbeitswelt bezogen waren.

Als weiterer Höhepunkt des diesjährigen Kongresses kann das Zusammenreffen von Axel Honneth und Nancy Fraser gelten. Die beiden Vertreter der so genannten »Dritten Generation« der Kritischen Theorie bemühten sich jeweils um eine grundlagentheoretische Neubestimmung ihrer Theorieschule. Honneth versuchte sich an einer aufwendigen Revitalisierung philosophischer (Hegel) und soziologischer Klassiker (Durkheim, Parsons) mit dem Ziel, ideenlogische Fundamente einer künftigen Gesellschaftskritik freizulegen. Nancy Fraser konzentrierte sich stattdessen eher auf das »who« der Kritik in einer globalisierten Welt. Im Zuge dessen schlug sie eine Neukonzeptualisierung des Subjektbegriffs vor, um auf diese Weise jene »Personen« identifizieren zu können, denen ein institutionell garantierter Anspruch auf »Gerechtigkeit« zustehe. Insgesamt war diese Veranstaltung ein prägnantes Beispiel für die zunehmende Ausdifferenzierung des Faches. In der anschließenden Diskussion der Vorträge konnte nämlich der Eindruck gewonnen werden, dass hier die Angehörigen verschiedener Sprachspiele miteinander debattierten. Trotz Honneths anfänglicher Bitte um Geduld mit seinem deutlich *sozialphilosophischen* Text zeigten sich viele Anwesende hinterher eher befremdet. Als hinderlich erwies sich hier sicherlich auch, dass keine echte Diskussion zwischen den beiden Vortragenden stattfand. Vielleicht wären aber gerade in der direkten Konfrontation der Positionen einige Punkte anschaulicher hervorgetreten.

Überhaupt lässt sich feststellen, dass die Zeit der großen und leidenschaftlichen Debatten zumindest auf Kongressen offenbar vorbei ist. Hitzige und konfrontative Diskussionen sind eher die Ausnahme, es scheint, dass im Fach solche Debatten entweder aufgrund reduzierter Erwartungen nicht länger ausgetragen oder im Selbstverständnis des methodischen und theoretischen Pluralismus meist eher ausgeblendet werden. Von Einzelfällen abgesehen flackerte die Streitkultur hauptsächlich in zwei Veranstaltungen auf: in der Podiumsdiskussion »1968 und die Soziologie« sowie in der Abschlussdis-

kussion »Neue Unsicherheiten – Männer auf verlorenem Posten«. Hier von fundierten fachlichen Diskussionen zu sprechen, wäre jedoch ein Missverständnis. In der 68er-Veranstaltung blitzten zwei verschiedene Selbstverständnisse von Soziologie auf, die sich zudem in eine Rollendivergenz zwischen einem Teilnehmer der 68er-Bewegung (Rudi Schmidt) und einem eher skeptisch distanzierten Beobachter dieser Zeit (André Kieserling) übersetzten. Die Kontroversen in der Abschlussveranstaltung fanden dagegen eher im interdisziplinären Feld statt. Diese Veranstaltung dürfte damit der Ort der deutlichsten Konfrontation auf dem Kongress gewesen sein. Den Stein des Anstoßes bildete in der Diskussionsrunde vor allem die Position der Psychoanalytikerin Hanna Ziegert, die in diesem Kontext bereits dadurch auffiel, dass sie konsequent im generischen Maskulinum redete. Mit einer Argumentationsweise, die nicht nur Rollenzuschreibungen unmittelbar aus dem vermeintlich festen und ursprünglichen Hort der biologischen Notwendigkeit ableitete, sondern auch Deprivation und Delinquenz mehrfach auf ein primäres Scheitern der mütterlichen – und allein der Frau zukommenden! – Fürsorglichkeit zurückführte, war die Differenz zum Selbstverständnis der Soziologie derart groß, dass ein interdisziplinärer Austausch trotz mehrfacher Anläufe der Moderatorin Martina Löw faktisch kaum noch gelang. Während an dem genuin soziologisch argumentierenden Erfurter Historiker Jürgen Martschukat zu erkennen war, wie eng historische Forschung und Soziologie gekoppelt sein können, verdeutlichte Hanna Ziegert dagegen, wie weit zwei Fächer auseinander liegen können, die ja bis heute immerhin wichtige gegenseitige Wissenstransfers aufweisen können. Folglich war die Psychoanalyse selten so weit entfernt von den Sozialwissenschaften wie in dieser Konfrontation.

Das Rahmenprogramm des diesjährigen Kongresses tritt am klarsten vor Augen, wenn es im Vergleich zu anderen Veranstaltungen dieser Art betrachtet wird. Während auf dem Philosophiekongress in Essen zum Beethoven-Abend eingeladen wird und der Dresdner Historikertag für die abendlichen Kulturveranstaltungen Semperoper und Kreuzkirche bemühte, setzte die Soziologie auf Jugendlichkeit und Subkultur. Abzulesen war dies nicht nur an dem Eröffnungskonzert mit einer lokalen Glam-Rock-Band und einer musikalisch-soziologischen Jam-Session im lokalen Theatercafé, sondern vor allem am Kongresskonzert mit der Hamburger Band »Die Sterne«. Zur sichtbaren Überraschung der Band war hier nach einer Weile nicht mehr zu erkennen, dass es sich um eine akademisch gerahmte Veranstaltung handelte.

Flankiert wurde der Kongress durch einige Projekte und Ausstellungen, von denen wir zwei besonders herausstellen wollen: das Kunstprojekt der

Bauhaus-Universität in Weimar und die Ausstellung zu den beiden bisher in Jena abgehaltenen Soziologentagen 1922 und 1934. Das Projekt der Bauhaus-Uni begleitete das Kongressgeschehen während der gesamten Woche – sichtbar durch eine aufblasbare Rettungsinsel auf dem Campus – und versuchte eine Brücke zwischen soziologischer Expertise und gesellschaftlichen Problemlagen zu schlagen. Hierzu wurden zahlreiche Interviews, Diskussionsrunden und Umfragen geführt und viele Kongressteilnehmer an alltäglichen Orten Jenas in Gespräche zu soziologischen Themen verwickelt. Erste Videoaufnahmen finden sich bereits auf der Internetseite www.studio-bauhaus.tv.

Die Ausstellung hatte dem gegenüber vorwiegend dokumentarischen Charakter, der nicht nur in zahlreichen Schautafeln zum Ausdruck kam, sondern sich auch in einer audio-visuellen »Rekonstruktion« des unter dem Thema »Das Wesen der Revolution« abgehaltenen Soziologentages von 1922 zeigte. Die besondere Bedeutung der Ausstellung liegt aber darin, dass sie weit darüber hinaus eine Einordnung und Systematisierung der Rolle der Soziologie während der Weimarer Republik einerseits und dem Verhältnis zum Nationalsozialismus andererseits leistete. Denn das von der DGS nicht autorisierte Jenaer Soziologentreffen von 1934 hatte eine Schlüsselstellung für die Eingemeindung der Soziologie in den Nationalsozialismus inne. Zugleich waren von den 17 Teilnehmern des Treffens 12 Mitglieder der DGS, so dass auch die Rolle der Soziologie während des Nationalsozialismus in ein differenzierteres Licht gerückt werden konnte (vgl. van Dyk, Schauer 2008). Da die Ausstellung nicht nur große Aufmerksamkeit seitens der BesucherInnen erfuhr, sondern auch von der DGS selbst unterstützt wurde, hat diese zugesichert, sie in ihren Bestand zu übernehmen.

3. Die Wahrnehmung in Presse und Öffentlichkeit

Von einer breiten Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit lässt sich angesichts der bisherigen Berichterstattung wohl kaum sprechen, einige Punkte sind aber doch bemerkenswert. Auffällig ist zunächst der Kontrast zur Wahrnehmung anderer Kongresse wie etwa dem 32. Kongress 2004 in München. Während die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* damals schrieb: »Wer die Gelegenheit, zu Kernfragen zu sprechen, verplaudert, bringt sich in den Verdacht, er habe gar keine« (FAZ vom 11.10.2004), ergibt sich hier zumindest auf den ersten Blick

ein positiveres Bild. So rechnet gegenwärtig nicht nur der *Spiegel* die Soziologie zu den Gewinnern der Krise (*DER SPIEGEL* vom 13.10.2008).

In der medialen Öffentlichkeit rund um den Kongress wurde die aktuelle Relevanz der Soziologie allerdings trotz ihres »prophetischen« Gespürs nicht so recht anerkannt. Zwar betonte die *NZZ*, dass wohl »selten ein Soziologentag [...] unter einer Überschrift [stand], die derart gut zur aktuellen Lage und Stimmung passt« (*NZZ* vom 10.10.2008). Zugleich machte sie aber deutlich, dass ihr die Soziologie hierbei weder geeignet scheint, Lösungen für die entscheidenden Probleme zu finden, noch Erklärungen für die wesentlichen Ursachen und Zusammenhänge abzugeben. Analog hierzu ließ sich beobachten, dass zwar der Begriff der Unsicherheit schnell in den medialen Diskurs einsickerte (vgl. *DIE ZEIT* vom 16.10.2008), allerdings ohne dass der Bezug zum Kongress der Soziologie kenntlich gemacht wurde. Viel zu schnell verlagerte sich in dieser Hinsicht die öffentliche Diskussion von der *Problemanalyse* hin zu Fragen der *Problemlösung*. Und hier wird der Soziologie traditionell wenig zugetraut. Dieses Urteil mag auf falschen Erwartungen an das Fach beruhen, gründet sich aber in jedem Fall auf der Beobachtung, dass der Jenaer Kongress vieles zu bieten hatte, nur eben keine Antwort auf die Frage, wie konkret auf die Krise der Finanzmärkte zu reagieren sei. Folgerichtig wird der mediale Diskurs über die Finanzmarktkrise derzeit von Politikwissenschaftlern und Ökonomen dominiert – auch wenn gerne die Aussage von Hans-Georg Soeffner zitiert wird, dass »die reine Dominanz des Ökonomischen über das Soziale ganz offenkundig gebrochen« ist (*Thüringische Landeszeitung* vom 07.10.08, *Ostthüringer Zeitung* vom 07.10.08, *Die Welt* vom 07.10.08).

4. Fazit

Eine der interessantesten Tendenzen des diesjährigen Kongresses ist sicherlich die zu verzeichnende Verjüngung der Soziologie. 48,1 % der 1.970 registrierten TeilnehmerInnen sind Studierende oder zumindest als solche angemeldet. Insgesamt waren sogar 71 % der Teilnehmenden nicht promoviert. Besonders bemerkenswert ist, dass sich dieser Trend nicht auf die Zuhörertribünen beschränkte, sondern auch an den Rednerpulten sichtbar wurde. Neben den Ad-hoc-Gruppen sind mittlerweile auch viele Sektionssitzungen zu Tummelplätzen des Mittelbaus geworden. Parallel dazu findet offenbar ein Rückzug

der »älteren Semester« aus dem Kongressgeschehen statt. Die »Größen der Branche« weichen zunehmend auf Spezialveranstaltungen aus und reisen nach ihren Vorträgen meist sofort wieder ab. Infolgedessen war der Kongress in Jena vor allem auch eine Plattform des wissenschaftlichen Nachwuchses. Ohne diese Entwicklung an dieser Stelle weiter zu bewerten: bemerkenswert ist sie in jedem Fall, wie etwa ein Vergleich mit dem zutiefst professoral geprägten Philosophie-Kongress in Essen zeigt.

Schlussendlich darf in Bezug auf den 34. Kongress der DGS resümierend wohl von einem Erfolg gesprochen werden. Allerdings gilt, was Heine von Alemann schon für Kassel 2006 feststellte, auch für Jena: Es war insgesamt kein *Theorie*kongress, denn selbst »was als Theorie daherkommt, möchte rasch praktisch werden und Anschluss an Problemlagen finden« (von Alemann 2007: 173). Vermutlich lässt sich dies bei einem zeitdiagnostischen und vor allem politisch brisanten Thema kaum vermeiden. In welche Richtung es diesbezüglich weitergeht, ist noch offen: das Thema des nächsten Kongresses wird derzeit noch verhandelt. 100 Jahre nach dem ersten Soziologentag der DGS im Jahre 1910 wäre für eine grundlegendere theoretische Debatte sicherlich ein geeigneter Ort. Es bleibt also abzuwarten, ob der Jubiläumskongress in Frankfurt hierzu eine Möglichkeit bieten wird.

Literatur

- von Alemann, H. 2007: Die Natur der Soziologie. Anmerkungen zum 33. Kongress der DGS »Die Natur der Gesellschaft«, Universität Kassel, 6. bis 9. Oktober 2006. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 59. Jg., Heft 1, 170–173.
- van Dyk, S., Schauer, A. 2008: Kontinuitäten und Brüche, Abgründe und Ambivalenzen. Die Soziologie im Nationalsozialismus im Lichte des Jenaer Soziologentreffens 1934. In S. van Dyk, S. Lessenich (Hg.), Jena und die deutsche Soziologie. Der Soziologentag 1922 und das Soziologentreffen 1934 in der Retrospektive, Frankfurt/M.: Campus, 99–120.
- Latour, B. 2007: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Dr. phil. Anna Brake, Augsburg
Dipl.-Sozialwiss. Patrick Becker, Bielefeld
Dr. Tanja Betz, München
PD Dr. Gabriela B. Christmann, Erkner
Anu zu Dohna, M.S.S., Stuttgart
Dr. rer. pol. Sven Ehrlich, Hamburg
Dipl.-Soz. Sybille Frank, Darmstadt
Michaela Glaser, M.A., Halle
Katja Hericks, M.A., Tübingen
Dr. rer. soc. Markus Hertwig, Bochum
Dipl.-Soz. Susanne Heß, Bielefeld
Jenifer Jablonski, Frankfurt
Dr. York Kautt, Giessen

Alexander Klose, Berlin

Dr. des. phil. Stefan Köngeter, Hildesheim

Dr. rer. pol. Bettina Kohlrausch, Göttingen

Dipl.-Soz. Stefan Koschek, Dortmund

Prof. Dr. Simone Kreher, Fulda

Prof. Dr. Regula Julia Leemann, Zürich

Dipl.-Soz. Detlef Lück, Mainz

Dipl.-Sozialwiss. Heidrun Messerschmidt, Berlin

Dr. Daniel Nehring, Valdosta, USA

Dr. Berthold Oelze, Passau

Christian Rausch, M.A., Marburg

Karsten Ries, M.A., Saarbrücken

Dr. Simone Rödder, Bielefeld

André Schönewolf, M.A., Hamburg

Birgit Schulte, M.A., Nürnberg

Dr. Monika Taddicken, Hohenheim

Dipl.-Soz. Michelle White, Essen
Torsten Winkler, M.A., Jena

Neue studentische Mitglieder

Michael Dietrich, Jena
Katharina Eichinger, München
Timo Grampes, Berlin
Albrecht Handke, Dresden
Michael Lindner, Nürnberg
Nektarios Ntemiris, Münster
Kathleen Slanina, Dresden
Gesche Lina Thee, Bremen
Patrick Theinert, Senge
Constantin Wagner, Frankfurt

Austritte

Dr. Ralf Bohrhardt, Berlin
Prof. Dr. Gerald Eberlein, München
PD Dr. Wilhelm Eberwein, Bremen
Prof. Dr. Jutta Ecarius, Gießen
Matthias Eckardt, Berlin
Dr. Peter Franz, Lieskau
Thomas Gondermann, Hamburg
Fabian Herfurth, Bielefeld
Michael Kaiser, M.A., Leipzig
Melanie Knijff, Bonn
Annegret Künzel, M.A., Nürnberg
Dr. Bettina Nickel, Pohlheim
Dr. Gerald Prein, München
Dr. Dagmar Reese, Kleinmachnow
Dr. Michael Schumacher, Aachen
Werner Sengenberger, Ph.D, Gex (Frankreich)
Prof. Dr. Johannes Siegrist, Düsseldorf
Christian Tagsold, Düsseldorf
Dr. Ingrid Welcker, München
Dr. Stefan Paul Werum, Hamburg
Dr. Sven Wöhler, Braunschweig
Marco Wörner, Göppingen

Sektion Arbeits- und Industriesoziologie

Jahresbericht 2007

Die Sektion AIS hat im vergangenen Jahr ihren traditionellen Turnus von jeweils einer Frühjahrs- und einer Herbstveranstaltung fortgeführt. Im Frühjahr fand eine gemeinsame Tagung mit der Sektion Kultursoziologie zum Thema »Schicksal Markt – Ökonomisierung als »survival of the fittest?« statt. Die Tagung griff damit ein Thema erneut auf, das schon im Rahmen des Soziologiekongresses 2006 behandelt wurde und dort auf großes Interesse gestoßen war. Dabei war nach Meinung aller Beteiligten dieses Thema jedoch keineswegs erschöpfend diskutiert worden, sodass sich eine Fortsetzung der Debatte im Rahmen einer Sektionssitzung anbot. Die verschiedenen Präsentationen nahmen den vielfach diskutierten Prozess der »Ökonomisierung« unterschiedlichster gesellschaftlicher Teilbereiche und die sie leitenden Ideen und Weltbilder in den Blick. Thematisiert wurden solche Tendenzen in verschiedenster Perspektive für den Bereich der Unternehmen (*Hans J. Pongratz/München; Markus Gottwald, Matthias Klemm, Jan Weyand/Erlangen; André Bleicher, Sabine Gensior/Cottbus; Manfred Lauer-mann/Hannover*), für das Gesundheitssystem (*Ulrich Bauer/Bielefeld; Alexandra Manzei/Berlin*), für den Kulturbereich (*Kai-Uwe Hellmann/Berlin; Ivonne Küsters/Hagen; Christiane Schnell/Bremen*) sowie den Arbeitsmarkt (*Olaf Behrend, Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, Ariadne Sondermann/Siegen; Olaf Struck, Christoph Köhler/Jena*).

Die Herbstsitzung wurde gemeinsam mit der Sektion Wissenschafts- und Technikforschung zum Thema »Innovationen und gesellschaftlicher Wandel« an der TU Dortmund durchgeführt. Ziel dieser Sitzung war es, das Catchword »Innovation« kritisch aufzugreifen und seine Bedeutung in empirischer, theoretischer wie vor allem auch politischer Hinsicht zu hinterfragen. Denn, so die Begründung im Call for Papers, das Innovationsthema ist ein Dauerbrenner in vielen Debatten auf der politischen und gesellschaftlichen Bühne; es gehört geradezu zum guten Ton, dass Akteure aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit gebetsmühlenartig behaupten, innovativ zu sein und beständig Innovationen hervorzubringen. Nicht überraschend war daher, dass dieses Thema auf große Resonanz stieß und die Sektionstagung sehr gut besucht war.

Hervorzuheben sind zunächst die beiden eingeladenen Keynote Speaker: Für den einleitenden Vortrag konnte *Renate Mayntz* (Köln) gewonnen werden. In ihrem Vortrag präsentierte sie neuere Überlegungen zum Thema »Von politischer Steuerung zu Governance? Überlegungen zur Architektur von Innovationspolitik« und griff damit gewandelte Formen von Innovationspolitik auf. Ihre Hauptthese war, dass eine Abkehr von zentralstaatlicher Steuerung hin zu einem Zusammenspiel unterschiedlicher Regelungsformen auf unterschiedlichen Ebenen von Innovationspolitik zu beobachten sei. Diese Entwicklung machte sie an vier Dimensionen fest: An einer wachsenden Bedeutung der regionalen Ebene, an einem Bedeutungszuwachs der suprastaatlichen (EU-)Ebene, an einer horizontalen Differenzierung der Akteure sowie an einer Diversifizierung der innovationspolitischen Ansatzpunkte und Regelungsinstrumente. Damit einhergehend sei die regulierende Technologiepolitik seit den 1970er Jahren zu einer Innovationspolitik mutiert, die an gesellschaftlichen Bedarfsweldern ausgerichtet sei. Mit ihrem Vortrag ging es Renate Mayntz weniger darum, zukünftige Entwicklungstendenzen zu identifizieren, als vielmehr darum zu verstehen, wie sich die Struktur von Innovationspolitik in den letzten Jahren verändert habe.

Als zweiter Keynote Speaker der Sektionssitzung konnte *Horst Kern* (Göttingen) gewonnen werden. Er referierte zum Thema »Kreativität in den Geisteswissenschaften: Wovon hängt sie ab?«. Anders als in den Naturwissenschaften wäre darüber noch vergleichsweise wenig bekannt. Diese Lücke gelte es, so Horst Kern, zu schließen. Dabei gestalte sich insbesondere die Beantwortung der Frage schwierig, wie festgestellt werden könne, ob Kreativität in den Geisteswissenschaften vorhanden sei oder nicht. Der Vortrag lieferte einige Ideen, wie diese Lücke gefüllt werden könnte. Da aus soziologischer Perspektive für wissenschaftliche Kreativität die Organisation der akademischen Arbeit, nicht aber der individuelle kreative Genius am meisten zählt, müsse hier von schwach institutionalisierten Organisationen und der kreativen Kraft lockerer Verbindungen ausgegangen werden. Ein weiteres bedenkenswertes Problem betreffe die Frage, wie »Kreativität« operationalisiert werden kann? In den Geisteswissenschaften verfügten wir weder über unbestrittene Qualitätskriterien noch über allgemein anerkannte Wissenschaftspreise, auf die man sich beziehen könnte. Die Verwendung von Publikations- oder Zitationsindices führten ebenso wenig weiter, da diese Daten, speziell in den Geisteswissenschaften, fehlten, wenn es um die Erfassung kreativer Ereignisse geht. Der Referent führte

diese Argumente aus und entwickelte ein Verfahren, das auf die Methode der Gruppendiskussion setzt und mit dem akademische Kreativität in den Geisteswissenschaften identifiziert werden könnte.

Auf gegenwärtige und zukünftige Entwicklungstendenzen gesellschaftlicher Innovationsprozesse richtete sich ein größerer Teil der folgenden Beiträge. Zum Themenfeld Innovationsnetzwerke und Innovationskulturen referierte *Jörg Potthast* (Berlin) über »Die Kontinuität der Innovation. Interaktionen zwischen akademischen Ausgründungen und ihren Herkunftseinrichtungen«. Er thematisierte damit die Relevanz unterschiedlicher kultureller Kontexte wie Unternehmenskulturen, disziplinäre Kulturen und regionale Kulturen für den innovatorischen Erfolg von akademischen »Spin-offs«. Daran schloss sich der Vortrag von *Gerhard Fuchs* und *Sandra Wassermann* (Stuttgart) an, die am Beispiel der schnellen Entwicklung der Photovoltaik den Einfluss innovations- und technologiekritischer Akteure auf erfolgreiche Innovationen belegten. Unter dem Vortragstitel »Innovation und soziale Bewegungen: der Fall Photovoltaik« zeigten sie überzeugend, dass sich die Ausrichtung des deutschen Photovoltaik-Innovationsgeschehens auf Aktivitäten zivilgesellschaftlicher Akteure zurückführen lässt. So ist zwar eine nach wie vor bedeutende Rolle der Politik – etwa bei der Schaffung von Absatznischen – deutlich erkennbar, die inhaltliche Ausgestaltung der meisten innovationspolitischen Instrumente in diesem Technologiefeld sei jedoch auf Interventionen von umwelt- und energiepolitischen Vereinen und Aktionsgruppen zurückzuführen. Die Vortragenden zogen daraus den generellen Schluss, dass Innovation nicht allein oder primär an Patentdaten und Aussagen über die Einführung »neuer« Produkte und Dienstleistungen gemessen werden könne, sondern notwendig sei eine systemische Sicht, die die Interdependenz der verschiedenen Akteure und Kontexte, die bei einer Innovation eine Rolle spielen, berücksichtigt.

Ein zweites Themenfeld stand unter der Überschrift »Der Anwender als Innovator«. Diskutiert wurden hier Tendenzen der zunehmenden Entgrenzung resp. Verschränkung der Sphären der Produktion und Konsumtion und damit einhergehenden Strukturverschiebungen im Prozess gesellschaftlicher Produktion. Diesen Zusammenhang griffen zunächst *Heidemarie Hanekop* und *Volker Wittke* (SOFI Göttingen) mit dem Vortragstitel »Anwender als (Co-)Innovatoren: Zu den sozialen Voraussetzungen internetbasierter Anwenderbeteiligung in Innovationsprozessen« auf. Ihre Fragestellung zielte auf die sozialen Voraussetzungen für die Ausbreitung von

Innovationsmodellen, die in der ökonomischen Innovationsforschung unter Stichworten wie »Open Innovation« und »Democratising Innovation« diskutiert werden. Ihre erste These war, dass es hierfür entscheidend sei, ob es gelingt, in Innovationsnetzwerken Koordinationsformen zu institutionalisieren, die auf der Verteilung von sozialer Anerkennung beruhen. Denn solche Anreizsysteme privilegierten freiwillige, selbst organisierte, nicht auf ökonomische Austauschbeziehungen zielende Formen der Kooperation. Typischerweise entfalten sich solche Koordinationsformen in Abgrenzung zur ökonomischen Verwertungslogik und zu hierarchischer oder marktförmiger Koordination. Die zweite These war, dass in realen Innovationsprozessen unterschiedliche Koordinationsformen miteinander verschränkt werden können. Damit erweitern sich – zumindest potentiell – Diffusionschancen und Reichweite der anwendergetriebenen Innovationsmodelle. Diesen Zusammenhang thematisierten *Frank Kleemann*, *G. Günter Voß* (TU Chemnitz) und *Kerstin Rieder* (FHS Olten) aus der Unternehmenssicht unter dem Vortragstitel »Kunden und Konsumenten als Innovatoren. Die betriebliche Nutzung privater Innovativität im Web 2.0 durch »Crowdsourcing««. Ihre These war, dass derzeit ein umfassender (und historisch weiterreichender) Prozess zu beobachten sei, in dem kapitalistische Unternehmen mehr als bisher die Konsumenten gezielt in die Wertschöpfung integrieren. Mehr noch: die Konsumenten werden dabei als regelrechte Arbeitskräfte der »zweiten Art« systematisch genutzt. Ihre These vom »Arbeitenden Kunden« beschreibt danach eine neuartige Form der »Entgrenzung« zwischen den Sphären Produktion und Konsumtion, die massive Auswirkungen nicht nur auf die Arbeits- (und auch die Beschäftigungs-) verhältnisse haben wird, sondern auch eine erweiterte Landnahme des neuen »flexiblen« Kapitalismus in der bisher noch weitgehend gegen direkte ökonomische Zugriffe geschützten, privaten Sphäre der Konsumtion bzw. Reproduktion bewirken könnte.

Ein drittes Themenfeld befasste sich mit neueren Fragen von Innovationstheorien. Zunächst referierte *Ulrich Dolata* (Bremen/Köln) zum Thema »Technologische Innovationen und sektoraler Wandel«. Anknüpfend an die Diskussionen um sektorale Innovations- und Produktionssysteme wurde in diesem Beitrag ein analytischer Ansatz vorgestellt, mit dessen Hilfe das Ausmaß und die typischen Muster technikinduzierten sektoralen Wandels empirisch untersucht und erklärt werden können. Dazu stellte der Referent zwei Einflussgrößen heraus: Zum einen die spezifische sektorale Eingriffstiefe neuer Technologien bzw. Technikfelder, also die substan-

zielle oder inkrementelle Bedeutung, die diese für das jeweilige sektorale System haben (können). Zum anderen die sektorale Adaptionsfähigkeit der dort etablierten sozioökonomischen Strukturen, Institutionen und Kernakteure, die mit neuen technologischen Möglichkeiten konfrontiert werden. Aus dem spezifischen Zusammenspiel beider Einflussfaktoren ergeben sich, so die daran anschließende Überlegung, unterscheidbare sektorale Transformationsmuster, die sich im Spektrum antizipativer Anpassung und krisenhafter Reaktion bewegen. Die innovationsbiografische Rekonstruktion technischer Identitäten am Beispiel der Augmented Reality Technologie thematisierte anschließend *Kirstin Lenzen* (Berlin). Ausgangspunkt ihrer Überlegungen war, dass sich mit dieser Technologie verschiedene Konfigurationen verbergen, deren Ziel in der Erweiterung der Realität durch eine flexible und positionsgenaue Anreicherung mit virtuellen Informationen liegt und an der sich beispielhaft neue Tendenzen technischer Entwicklungen verdeutlichen lassen. Konkret lasse sich bei der AR-Technologie beobachten, dass deren Entwicklung durch vielfältige Forschungs- und Entwicklungsstränge gekennzeichnet sei, die von großen, heterogenen Kooperationsprojekten getragen werden. Insbesondere die Herausbildung multippler technischer Identitäten werde durch den Charakter der AR-Technologie als Querschnittstechnologie zusätzlich gefördert. Zwar lasse sich ein gemeinsamer Technisierungskern ausmachen, jedoch dürfe keineswegs von einer einheitlichen Identität gesprochen werden. Daran anschließend könne die Frage gestellt werden, was unter ›Identität‹ in Bezug auf Technik verstanden werden kann, ob sich unterschiedliche Aspekte einer technologischen Identität beobachten lassen und wie Identitätskonstruktionen hinsichtlich der zu entwickelnden Technik im Laufe eines Innovationsverlaufs sowohl auf Feld- als auch auf Projektebene aktualisiert werden.

Das letzte Themenfeld richtete sich auf die Frage nach der politischen Gestaltung von Innovationsprozessen. Hier stellte zunächst *Katrin Hahn* (Dortmund) die Frage »Welches Innovationsverständnis liegt der europäischen Innovationspolitik zu Grunde?«. Europäische Innovationspolitik sei auf Hightech und Forschung und Entwicklung gerichtet, schloss Kathrin Hahn aus ihrer Analyse europäischer Innovationsprogramme. Dieser Bias führe dazu, dass nicht-forschungsintensive Sektoren trotz ihres hohen Beschäftigungspotentials übersehen würden. Bedeutende Innovationspotentiale liegen daher, so die Referentin, außerhalb des Blickfeldes Europäischer innovationspolitischer Maßnahmen. Zur Entwicklung wirksamer innovationspolitischer Maßnahmen und eines realistischen Innovationsver-

ständnisses müsse jedoch ein sehr viel breiter als bisher angelegtes Innovationskonzept entwickelt und etabliert werden. Diese Auffassung spiegelte sich auch im letzten Beitrag von *Jürgen Howaldt, Ralf Kopp* und *Michael Schwarz* (SfS Dortmund) über »Innovationen (forschend) gestalten – Zur neuen Rolle der Sozialwissenschaften« wider. Seine zentrale These war, dass sich ein nachindustrielles Innovationsparadigma entwickelt habe, mit dem sich das Verhältnis von technologischen und sozialen Innovationen gravierend verändert habe. Zielte Innovation bisher primär auf die natur- und ingenieurwissenschaftlich geprägte und getriebene Hervorbringung neuer Produkte und Verfahren, so rücke nun die Entwicklung neuer Dienstleistungen und sozialer Innovationen in den Fokus. Dies weckt einen Kompetenzbedarf, der prioritär von den Sozialwissenschaften gedeckt werden könne, sie aber auch zugleich mit neuen Herausforderungen hinsichtlich einer Schärfung ihres Kompetenzprofils für soziale Innovationen konfrontiere. Erforderlich sei daher, so die Referenten, die sich unter den Bedingungen der Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft abzeichnende Bedeutungszunahme sozialer Innovationen für die Konturierung eines soziologisch aufgeklärten, postindustriellen Innovationsparadigmas und für eine Neubestimmung der Rolle der Sozialwissenschaften im Innovationsprozess fruchtbar zu machen.

Im Laufe der Herbstsitzung der Sektion AIS fand außerdem eine gut besuchte Mitgliederversammlung statt, in der u. a. die Themen der nächsten Veranstaltungen insbesondere für den Soziologiekongress 2008 vorbesprochen wurden. Zentrales Thema der Mitgliederversammlung war allerdings die Entscheidung, dass die Sektion ab 2008 ein Online-Journal publiziert. Ziel des neuen Journals soll es sein, in gebündelter Form über die arbeits- und industriesoziologische Forschung in Deutschland zu informieren und dabei sowohl die Sichtbarkeit des Faches nach »außen« als auch die Kommunikation nach »innen« zu fördern. Der Name des Online-Journals ist »Arbeits- und Industriosozilogische Studien« (AIS-Studien). Es erscheint seit Mai 2008 unter www.ais-studien.de.

Hartmut Hirsch-Kreinsen, G. Günter Voß

Sektion Jugendsoziologie

Bericht zur Frühjahrstagung 2008

»Zum Verhältnis von Jugendsoziologie und Pädagogik«¹

Die Frühjahrstagung 2008 der Sektion Jugendsoziologie »Zum Verhältnis von Jugendsoziologie und Pädagogik« fand am 28. und 29. Februar 2008 an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg statt. Organisiert wurde die Tagung von Renate Müller und Stefanie Rhein, Abteilung Soziologie der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg. Sechzehn Referentinnen und Referenten aus Soziologie und Pädagogik stellten den insgesamt mehr als 30 Teilnehmern Entwürfe zur Beziehung von Jugendsoziologie und Pädagogik vor, sei es unter dem Gesichtspunkt disziplinärer Abgrenzungen, sei es im Hinblick auf Kooperationsbereiche einschließlich der Pädagogik- und der Soziologie-Ausbildung.

Die Tagungskonzeption ging sowohl von der Brisanz des Verhältnisses von Jugendsoziologie und Pädagogik als auch von praktizierten Modellen interdisziplinärer Zusammenarbeit sowie von der Tatsache aus, dass viele Mitglieder der Sektion Jugendsoziologie in beiden Disziplinen zu Hause bzw. institutionell eingebunden sind in pädagogische und soziologische Kontexte. Aus jugendsoziologischer Sicht besteht die Problematik pädagogischer Perspektiven auf Jugend und Jugendsoziologie u.a. in der Pädagogisierung von Jugendproblemen sowie in der strikten Grenzziehung zwischen Bildungskultur und Lernen auf der einen und Jugendkultur und Spaß auf der anderen Seite. Zugleich sollten die pädagogische Bedeutung jugendsoziologischer Theorien und Befunde sowie die soziologische Fruchtbarkeit pädagogischer Fragestellungen und Forschungsansätze herausgearbeitet werden. Dabei wurden insbesondere die folgenden Fragen gestellt:

Wie geht die Pädagogik mit jugend(kultur)soziologischen Ansätzen um, die solche Grenzüberschreitungen erforschen wie beispielsweise »informelles und selbst gesteuertes Lernen«, »unsichtbare Bildungsprogramme in Jugendszenen« oder die »Selbstsozialisation und Identitätskonstruktion durch Musik und Medien«? Äußern sich angesichts anwendungsorientierter jugendsoziologischer Forschung pädagogische Autonomie-Vorstellungen, Empirie- und

¹ Ausgewählte Tagungsbeiträge werden als Schwerpunkt »Pädagogische und soziologische Jugendforschung« (Arbeitsmittel) in der Zeitschrift DISKURS der Kindheits- und Jugendforschung (Heft 3/2009) veröffentlicht.

Technologiefindlichkeit oder die Angst vor Legitimationsverlust? Oder werden gerade hier Möglichkeiten einer effektiven Kooperation von Pädagogik und Jugendsoziologie gesehen? Wie lässt sich umgekehrt erklären, dass sich die Soziologie in Deutschland in Distanz zur Ausbildung von Pädagogen und Pädagoginnen definiert? Handelt es sich um die generelle Abneigung gegenüber der Anwendungsorientierung soziologischer Theorien und Forschung? Verweist die soziologische Abgrenzung gegenüber der Pädagogik auf die fehlende klare Grenzziehung zwischen Soziologie und Erziehungswissenschaft? Wie definiert eine jugendsoziologische Forschung ihr Profil?

Eröffnungsplenum

Die Tagung wurde mit sechs Vorträgen eröffnet, die – kontrastierend und kontrovers – den Diskussionsrahmen aufspannten und explizit das Verhältnis zwischen den beiden Disziplinen aus unterschiedlichen Perspektiven thematisierten. In ihrem als Streitgespräch konzipierten Eröffnungsvortrag »Zum Verhältnis von Jugendsoziologie und Pädagogik« verorteten *Renate Müller* und *Stefanie Rhein* die Tagungsthematik im Bereich der Wissenschaftssozialisation und der Wissenschaftstheorie und entwickelten eine Systematik der Bezüge zwischen Jugendsoziologie und Pädagogik, indem sie drei Dimensionen von Schnittstellen herausarbeiteten:

- die der Themen- und Inhaltsbereiche (z. B. Pädagogische Soziologie, Bildungssoziologie, Unterrichtsforschung, Jugendkultur, Gewalt, Gender, Medien, Sozialisation, Identität, Migration und interkulturelle Erziehung),
- die der Arten interdisziplinärer Beziehungen (Soziologie als Erfahrungswissenschaft und Pädagogik als Handlungswissenschaft; Pädagogik greift auf Theorien und Befunde der Soziologie zu; soziologische Forschung wird durch pädagogische Forschungsdesiderata angesprochen) sowie
- die der Pädagogik- bzw. Soziologie-Ausbildung.

Darauf bezogen die Referentinnen in einem Ausblick die geplanten Tagungsvorträge. In der anschließenden Diskussion wurden disziplin- und machtpolitische Fragen angesprochen, u.a. nach der Auswahl von Forschungsfragen.

Der Vortrag von *Ronald Hitzler* »Interdisziplinäre Ökumene? Anmerkungen zur disziplinären Differenz von Jugendsoziologie und Pädagogik – und zur Frage, was sie dann miteinander anfangen können (sollen)« schärfte provokativ den Blick für die disziplinäre Differenz zwischen Jugendso-

ziologie und Pädagogik. Die Frage nach den Potenzialen einer »interdisziplinären Ökumene« beantwortete der Beitrag² abschlägig, weil man nicht so tun solle, als passten diese beiden Disziplinen zusammen. Pädagogen müssen Moralisten sein, sonst können sie nicht pädagogisch wirken; Jugendsoziologen müssen Amoralisten bzw. zumindest moralisch indifferent sein, sonst können sie zwar Jugend erforschen, aber nicht mit dem soziologischen Blick, der gesellschaftliche Subvention rechtfertigt. *Hitzler* charakterisierte den soziologischen Blick als den der Desorientierung gegenüber dem Gewohnten, ausgestattet mit dem Vorteil des »Sich-dumm-Stellens«, der absichtsvoll das mitgebrachte Erwachsenenwissen verfremdet und so eine affirmative(re) Beschreibung jugendkultureller Welten ermöglicht. Diesen konfrontierte er mit der pädagogischen Attitüde des Bedenkentragens und des defizitorientierten Blicks gegenüber ihrer überforderten und hilfebedürftigen Klientel. In der lebhaften Diskussion wurde dem Vortragenden entgegengehalten, ein idealtypisches Feindbild der Pädagogik zu konstruieren, Konvergenzen unerwähnt und außer Acht zu lassen, dass auch die pädagogische Forschung die »Attitüde der künstlichen Dummheit« für sich in Anspruch nimmt.

In seinem Vortrag »Grenzverwischung oder feindliche Übernahme?« warf *Albert Scherr* die Frage auf: Ist eine eigenständige klare Profilierung der Jugendsoziologie überhaupt erstrebenswert und aussichtsreich – oder sind Grenzüberschreitungen zwischen den Disziplinen für eine als anwendungsorientierte Soziologie verstandene Jugendsoziologie nicht sogar notwendig – und vor allem unproblematisch? Mit anderer Begründung als sein Vordrner plädierte *Scherr* für eine Profilierung und Abgrenzung der Jugendsoziologie: Er zeigte an Beispielen, dass soziologische Begriffe und Forschungsmethoden selbstverständlich Eingang in die Erziehungswissenschaft gefunden haben, dass sich diese weniger auf pädagogische als auf soziologische Traditionen beziehen. Auch in den jugendpädagogischen Diskurs sind (jugend-)soziologische Theorien (z. B. die Individualisierungstheorie und die Jugendsubkulturtheorie) eingegangen. Die damit einhergehende Verwischung von Disziplingrenzen führt zum institutionellen Ausschluss der Soziologie, beispielsweise bei der Konstituierung neuer Studiengänge, in denen Bildungswissenschaften als Erziehungswissenschaften ohne Einbezug der Soziologie definiert werden; damit sei zugleich eine Er-

2 Erschienen unter dem Titel »Grenzen der disziplinären Ökumene«. Zur fundamentalen Differenz von Jugendsoziologie und Pädagogik, in: *Soziologie* 37:2; 2008, 145–154.

ziehungswissenschaft des »soziologischen Halbwissens« auf dem Vormarsch. Soziologische Jugendforschung müsse mehr sein als Jugendkulturforschung und sich auf ihre gesellschaftstheoretische Fundierung rückbesinnen, die Stärke eigenständiger Jugendsoziologie liege im Zusammenhang von Lebensbedingungen und jugendlichen Praktiken. Dafür wurden Beispiele der französischen, australischen und britischen Jugendsoziologie herangezogen. Das Auditorium teilte die Problemsicht des Vortrags, kontrovers diskutiert wurde der Entwurf einer soziologischen Jugendforschung als basierend auf einer traditionellen (veralteten) Soziologievorstellung, die vor allem Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und Alltagspraxen in den Blick nimmt.

Wolfgang Lauterbach und *Wilfried Schubarth* sahen in ihrem Beitrag »Neue Kooperationschancen zwischen Jugendsoziologie und Pädagogik? Beispiele aus der Gewalt- und Bildungsforschung sowie der Pädagogikausbildung« die Chancen gerade in einer interdisziplinären Grenzüberschreitung: Am Beispiel der Gewalt- und der Bildungsforschung und am Beispiel der Potsdamer Pädagogikausbildung arbeiteten die Referenten Kooperationschancen, einschließlich eines geschichtlichen Abrisses von Kooperationsbeispielen, sowie Problempotenziale solcher Kooperationen heraus. Wie ihr Vorredner sahen die Referenten diese in der Limitierung von Grenzüberschreitungen durch Ökonomisierungs- und Profilierungszwänge, »Identitätskrisen« der Disziplinen, u.a. im Zusammenhang neuer Studiengänge. In der Diskussion wurde dem entgegengehalten, dass die Erziehungswissenschaft extrem integrationsfähig und demnach ohne Identitätsproblem sei, dass vielmehr die Soziologie hier ein Identitätsproblem habe.

Studierende (Lehramt, Erwachsenenbildung) der PH Ludwigsburg brachen in verschiedenen Statements eine Lanze für die Soziologie in der Pädagogik-Ausbildung. In seinem Statement über »Das Verhältnis von Soziologie und Pädagogik« verortete *Steffen Wild* die beiden Disziplinen als Nachbarn im Haus der Wissenschaften und begründete an den Beispielen Organisations- und Bildungssoziologie die Fruchtbarkeit gegenseitiger Kooperation, aber auch deren Schwierigkeiten. Danach erklärten *Claire Forsyth*, *Sandra Doser* und *Simone Glassen* ihre Sicht der »Soziologie als Kaleidoskop«, das sie nutzen, um ihren pädagogischen Blick und ihre Lebenserfahrung um die soziologische Perspektive zu erweitern. *Friedemann Lenx* und *Andreas Gerstner* stellten die »Soziologischen Tools« vor, die sie in ihrem Studium erworben haben, von dem erwähnten Kaleidoskop über den Kompass für die soziokulturelle Selbstverortung des eigenen pädagogischen

Handelns, das Fernrohr für die soziologische Makroanalyse, das Maßband für die Statistik bis hin zum Handbuch mit den Methoden der empirischen Sozialforschung. Dabei gingen sie der Frage nach: »Warum brauche ich einen soziologischen Werkzeugkasten?« *Sandra Trepton, Nina Ebinger, Verena Esslinger, Monika Kaiser und Silke Ulmschneider* begründeten ihre These, dass die »Soziologie als Informationslieferant« für ihre pädagogische Arbeit unverzichtbar ist, am Beispiel von Informationen über Szenezugehörigkeit, häusliche Milieus und neue Familienformen, die den Schulalltag von Lehrerinnen und Lehrern erhellen. Die Tagungsteilnehmer würdigten die studentischen Beiträge mit einer lebhaften Diskussion, in der sie das studentische Bild (»Ode an die Soziologie«) hinterfragten und die Studierenden ermutigten, an der Soziologie als Hilfswissenschaft für die eigene Professionalisierung auch Kritik zu üben und Forderungen zu stellen.

Der Beitrag von *Stefan Fuß* »Soziologische und philosophische Beiträge zur Theorie der Erziehungsstile« sah das Verbindende zwischen Jugendsoziologie und Pädagogik – trotz deren zum Teil unterschiedlichen Auffassungen und Perspektiven – in ihren jeweiligen Bezügen zu den Themen Jugend, familiale Erziehung und Sozialisation. Soziologische Beiträge wurden herangezogen, um das theoretische Problem der Autorität in der Erziehung, über die in der Psychologie und der Pädagogik unterschiedliche, zum Teil nicht kompatible Modelle existieren, zu präzisieren und theoretisch fassbar zu machen. Der Beitrag eröffnete eine Diskussion über unterschiedliche Perspektiven von Erziehung und Sozialisation und darüber, wie sich diese in der Tagungsthematik niederschlagen.

Panel 1: Sozialisation und Identität als gemeinsame Perspektive von Jugendsoziologie und Pädagogik

Alle drei Beiträge dieses Panels beschäftigten sich mit den gemeinsamen Perspektiven und den Verwobenheiten von Jugendsoziologie und Pädagogik bzw. von soziologischer und erziehungswissenschaftlicher Jugendforschung oder Schulforschung. *Ulrike Popp* sah in ihrem Beitrag »Sozialisationsforschung als gemeinsame Perspektive von (Jugend-)Soziologie und Erziehungswissenschaft?« Sozialisation als Nahtstelle zwischen Erziehungswissenschaft und Soziologie, wobei sie ähnlich wie *Ronald Hitzler* die Notwendigkeit unterstrich, zwischen Erziehungswissenschaft und Pädagogik zu differenzieren. Sozialisation sei die Nahtstelle, weil sie eine soziologische Seite hat, indem es um gesellschaftliche Integration von Individuen

geht, und eine erziehungswissenschaftliche Seite, indem es um die Entwicklung der Persönlichkeit im Kontext von Gesellschaft geht. Die Verwobenheit beider Disziplinen im Sozialisationsparadigma wurde durch einen Blick auf die Geschichte und die Gegenwart entsprechender theorie- und forschungsbezogener Verschränkungen verdeutlicht. Popp machte deutlich, dass eine gezielte Verknüpfung eher von Seiten der Erziehungswissenschaften gesucht zu werden scheint, und vertrat die These, dass Sozialisation vorrangig erziehungswissenschaftlichen Bezug habe. Im Anschluss an den Vortrag wurde zunächst die systematische Darlegung und Argumentation des Beitrags gewürdigt und sodann versucht, das erziehungswissenschaftliche »Übergewicht« in der Sozialisationsforschung zu erklären.

In seinem Beitrag »Identität im Jugendalter – ein Forschungsgegenstand an der Schnittstelle von Jugendsoziologie und Pädagogik« stellte *Claus Tully* Auszüge aus einer Studie des DJI zum Lernen in Settings des freiwilligen Engagements vor. Der aktuelle pädagogische Diskurs um die Informalisierung des Lernens verweist auf eine Schneidung von pädagogischer und soziologischer Forschung: Über die soziologische These von der Individualisierung werden die Entwicklungen und Wandlungsprozesse nachvollziehbar, die den Jugendalltag komplexer und anspruchsvoller machen. Diese wiederum führen dazu, dass die in dieser Lebensphase eingeschlossenen Lernprozesse immer umfassender und differenzierter werden. Zum einen gewinnt damit informelles Lernen an Bedeutung, zum anderen muss aber gerade die dafür notwendige Übernahme von Verantwortung in entsprechenden (pädagogischen) Räumen erlernt werden. Um diesen Entwicklungen Rechnung zu tragen, so Tullys Fazit, muss einerseits die Soziologie flexibler und andererseits die erziehungswissenschaftliche Perspektive erweitert werden. Kontrovers diskutiert wurde die These der zunehmenden Notwendigkeit, Verantwortung für sich selbst zu übernehmen.

Im Schnittpunkt der Jugend- bzw. neuen Kindheitsforschung mit der Schulforschung entwickelt sich nach *Anja Kraus* eine neue Schüler/innen-Forschung: eine sozialkonstruktivistische Jugendforschung in der Schule, bei der untersucht wird, wie Schüler ihre schulische Wirklichkeit konstruieren. Diese interdisziplinäre Forschung integriert sowohl theoretische Perspektiven als auch Themen aus beiden Forschungsfeldern. Neben einer Darlegung der Annäherungen von Jugend- und Schulforschung ging es in ihrem Beitrag »Die neue Schüler(innen)forschung im Schnittpunkt der Jugend- bzw. neuen Kindheitsforschung mit der Schulforschung« auch um die Reibungsflächen sowie um die methodischen Probleme, die aus den

unterschiedlichen Herangehensweisen der beiden Forschungsrichtungen entstehen. Im Zentrum der anschließenden Diskussion stand v.a. das vorgestellte Forschungsinstrumentarium (»Öhrchen«), dessen Möglichkeiten gewürdigt und dessen Grenzen reflektiert wurden.

Panel 2: Jugendkultur - Bildungskultur - interkulturelle Bildung

Dieses Panel fokussierte auf Beispiele für Kooperationen zwischen Jugendsoziologie und Pädagogik. Mit Bezugnahme auf die Bereiche der Jugendkulturforschung und der Jugendarbeit plädierten *Barbara Stauber* und *Christine Riegel* in ihrem Beitrag »Jugend zwischen aktiver Gestaltung und struktureller Beschränkung? – Perspektiven einer verstärkten interdisziplinären Verständigung« für eine verstärkte interdisziplinäre Verständigung, bei der sowohl der Seite der Jugendlichen als handelnde Subjekte als auch der Seite der strukturellen Bedingungen gleichermaßen Rechnung getragen wird. Über das Plädoyer hinaus wurden bereits vorhandene Stränge interdisziplinärer Verständigung, die sowohl die Pädagogisierung jugendlicher Lebenslagen als auch die Absolutsetzung jugendlicher Subjektivität zu vermeiden suchen, präsentiert. Eine solche Herangehensweise erfordert eine rekonstruktive und subjektwissenschaftliche Methodologie, die von den Referentinnen zur Diskussion gestellt wurde. Der Vortrag lieferte ein facettenreiches Bild der von Seiten der Sozialpädagogik initiierten inter- und transdisziplinären Diskurse im Schnittpunkt von Jugendkulturforschung und Jugendarbeit. In der Diskussion wurde den Referentinnen dafür gedankt, das »Zerrbild« der Pädagogik, das im Eröffnungsplenum entstanden sei, gerade zu rücken, sowie die Bedingungen zu thematisieren, unter denen die Subjekte ihre Handlungsmöglichkeiten erweitern können.

In den Beiträgen von *Bernadette Jonda*, *Alfred Hirsch* und *Ronald Kurt* wurden jeweils Forschungsprojekte vorgestellt, bei denen der Fokus auf Aspekten interkultureller Bildung liegt. Bernadette Jonda präsentierte und diskutierte Befunde aus einer jugendsoziologischen Studie, bei der die jugendlichen Teilnehmer eines deutsch-polnischen Austauschprogramms über ihre Erfahrungen im Rahmen dieses pädagogischen Angebots befragt und Veränderungen in ihren Einstellungen untersucht wurden. Der Beitrag »Anwendungsorientierte Forschung zu Interkulturellem Lernen im Rahmen deutsch-polnischer Jugendaustauschmaßnahmen – Beispiel einer Kooperation zwischen Jugendsoziologie und Pädagogik« zeigte auf, dass und inwiefern eine Kooperation für beide Disziplinen gewinnbringend ist. *Al-*

fred Hirsch und *Ronald Kurt* reflektierten in ihrem Beitrag »Zwischen Soziologie und Pädagogik: Das DFG-Projekt ›Interkulturelles Verstehen in Schulen des Ruhrgebiets« die Widersprüche und Synergieeffekte, die im Schnittfeld zwischen soziologischem und pädagogischem Denken entstehen können. Das Projekt, das Schülerinnen und Schüler als »Experten« für interkulturelles Verstehen behandelt, möchte ihr »Expertentum« zum einen mit narrativen Interviews erschließen, zum anderen sie durch Musik-, Theater- und Tanzpädagogen dazu anleiten, dies in künstlerischer Form zum Ausdruck zu bringen. In der methodologischen Diskussion beider Beiträge wurden die Rollen von soziologischen Forscherinnen und Forschern in interkulturellen Projekten hinterfragt, beispielsweise die Rolle der »Soziologie als ›Erzieherin der Welt« und der »Soziologie unter Pädagogik-Verdacht«. Insofern machten gerade die in diesem Plenum dargestellten Kooperationsprojekte Schwierigkeiten interdisziplinären Forschens deutlich.

Abschlussplenum

Das die Tagung abschließende Plenum wurde von *Renate Müller* und *Stefanie Rhein* eingeleitet. In ihrem Vortrag »Auf dem Weg zu einer Musikpädagogischen Jugendsoziologie« definierten sie *Musikpädagogische Jugendsoziologie* als eine musikpädagogisch relevante Jugendsoziologie und als das Verhältnis von Jugendkultursoziologie und Musikpädagogik in ständiger gegenseitiger Herausforderung. Die Referentinnen vertraten die These, dass das Verhältnis von Jugendkultursoziologie und Musikpädagogik nur auf den ersten Blick als vornehmlich divergent erscheint, dass vielmehr der Weg zu einer musikpädagogischen Jugendsoziologie bereits seit ca. 40 Jahren, interdisziplinär und transdisziplinär zugleich, beschritten wird und einer langen musik- und jugendbezogenen Forschungsrealität entspricht, die die sozialen Bedeutungen von Musik für Jugendliche in den Blick nimmt. Musikpädagogische Jugendsoziologie wurde mit einem Blick auf die *Pädagogische Soziologie* und auf die *Musikpädagogische Psychologie* als eine Disziplin im Schnittfeld von Jugendsoziologie und Musikpädagogik, von Musiksoziologie, Kultursoziologie, Sozialisations- und Identitätstheorie skizziert. In der Diskussion wurde das Ziel des Vortrags positiv hervorgehoben, das allgemeine Verhältnis zwischen Jugendsoziologie und Pädagogik zum einen auf die Pädagogische Soziologie zu beziehen, zum anderen auf ein konkretes Beispiel anzuwenden.

Der abschließende, die Tagung kritisch würdigende und resümierende Vortrag von *Horst Niesyto* betonte zunächst die auch in den Diskussionen

des Eröffnungsplenums geäußerte Problematik der Tagung, beiden Disziplinen angesichts dessen gerecht zu werden, dass es der Tagungsplanung nicht gelungen war, ebenso viele erziehungswissenschaftliche Jugendforscherinnen und -forscher einzubeziehen wie soziologische. Sodann arbeitete *Niesyto* die Ausgangspunkte der in vielen Tagungsvorträgen vertretenen »Kooperationsperspektive« heraus: Bildungstheoretisch wie soziologisch lasse sich konstatieren, dass Kindheit und Jugend zunehmend mit Unbestimmtheiten und der Zumutung konfrontiert sind, diese auszuhalten und sich in ihnen zurecht zu finden. Daraus ergeben sich nach *Niesyto* als gemeinsame Gegenstandsbereiche

- implizite pädagogische Ziele – auffindbar durchaus auch in der jugendsoziologischen Perspektive –, wie gelingende Biografien, Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten, Empowerment, Ausgrenzungen abfedern, Ernstnehmen, Reflexionsfähigkeit,
- Lebenslagen und Lebenswelten,
- Ressourcen und soziokulturelle Differenzen.

Zwar konzidierte der Referent, dass die Jugendsoziologie zunehmend differenztheoretisch über Ressourcen jugendlicher Handlungspotenziale nachdenke, jedoch mahnte er kritische Gesellschaftsanalysen an. Auch die Soziologie könne und müsse Bildungsstandards bewerten und analysieren – in der Erforschung von Schule als Lebenswelt lägen weitere Kooperationsbereiche. Desgleichen sei es im Hinblick auf die zukünftige Entwicklung wünschenswert, wenn für weitere Kooperationsbereiche ähnlich wie für die auf der Tagung thematisierte *Musikpädagogische Jugendsoziologie* Interdisziplinarität durchdekliniert würde. Der Vortrag schloss mit einem Ausblick darauf, dass angesichts der Entwicklung neuer Studiengänge deren Anforderungen und Themenfelder aus interdisziplinärer Perspektive zu definieren seien. In der anschließenden Diskussion wurde dem Referenten insbesondere für den Ausblick auf zukünftige Kooperationsmöglichkeiten gedankt.

Renate Müller, Stefanie Rhein

Sektion Soziologie der Kindheit

Jahresbericht 2008

Die Sektion hat eine recht konstante Mitgliederzahl von zurzeit 126 Mitgliedern.

Die Sektion organisierte auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena zwei Veranstaltungen (gleichzeitig als Jahrestagung), die mit je ca. 60 Teilnehmern erfreulich gut besucht waren und auch viele Nachwuchsleute anzuziehen vermochten. Dabei wurde der schon an der Jahrestagung des vorausgegangenen Jahres gesetzte Schwerpunkt auf Lebenslagen von Kindern und auf politische und professionelle Interventionen beibehalten, und auch die Jahrestagung 2009 wurde bereits in diesem Themenumfeld angedacht. Im Anschluss an diese Sitzungen fanden Mitgliederversammlung und Sitzung des erweiterten Sprecherkreises statt.

1. Sektionsveranstaltung »Ungleiche Kindheiten«

Die Veranstaltung (9. 10. 2008, Jena, 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie) thematisierte ein soziales Problem, das vor allem im Gefolge der PISA-Studien auch einen wichtigen Platz in öffentlichen Diskussionen und auf der politischen Agenda einnimmt. Sie ging von der Überlegung resp. Fragestellung aus, dass sich Ungleichheit im Kindesalter im Sinne der ungleichen Verteilung von Ressourcen und der ungleichen Chancen zur aktuellen und zukünftigen Teilhabe an Gesellschaft vergrößert haben könnte. Darauf gibt es einige Hinweise: Einmal ist eine wachsende Rate von Kinderarmut zu konstatieren; es liegen Zahlen vor, die zeigen, dass seit Beginn des neuen Jahrhunderts Armut in der Gruppe der Kinder stärker steigt als in anderen sozialen Gruppen der Gesellschaft (Fertig, Thamm 2008: 155). Zahlen zur Entwicklung von Jugendlichen belegen weiter, dass für die Gruppe der Bildungsversager, die sich vor allem aus der Unterschicht rekrutieren, ein Einstieg in den Arbeitsmarkt immer schwieriger wird. Eine deprivierte Kindheit verunmöglicht damit zunehmend die spätere Partizipation an Gesellschaft überhaupt. Auch der Ausbau von Einrichtungen der Früherziehung scheint im Moment zumindest nicht nur auf eine Egalisierung von Chancen hinzuweisen, werden solche Einrichtungen doch von Eltern unterer Schichten seltener genutzt (Alt et al. 2005). Auf der anderen Seite gibt es Hinweise für zunehmende Investi-

tionen der Eltern aus mittleren Schichten in die frühe Akkumulation von bildungsrelevantem Kulturkapital ihrer Kinder: eine Zunahme der Kinder, die private Schulen und Bildungsangebote nutzen, eine ebensolche Zunahme dieser Angebote und eine insgesamt intensivierte Betreuung und Förderung von Kindern mittlerer Schichten. Eine solche intensive Förderung wird gelegentlich auch als Individualisierung des Umgangs mit den Kindern interpretiert, die erkennbare Orientierung auf späteren Erfolg ließe allerdings eher vom Paradox einer individualisierten und damit besonders anspruchsvollen Statusreproduktion sprechen (Merkle et al. 2008; Vincent, Ball 2007; de Singly 2004).

Man kann an die (hypothetische) Diagnose der wachsenden Ungleichheit im Kindesalter die Frage anknüpfen, ob damit das normative Muster »Kindheit«, im Sinne einer verbindlichen Vorstellung guter Kindheit, an der sich institutionelle Programme, professionelle Bewertungsprozesse realer Kinder und Kindheiten, Eltern und wohl auch Kinder selber orientieren, an Bedeutung verloren habe. Dies scheint nicht der Fall zu sein, jedenfalls nicht generell – und auch dafür können verschiedene Beobachtungen heran gezogen werden. Eine Studie von Sondermann (Sondermann i.E.) zeigt, dass sich Arbeitslose für ihre Kinder in hohem Maße an der Vorstellung einer intensiv betreuten, auf Bildung ausgerichteten Kindheit orientieren, so sehr, dass Pläne und Möglichkeiten zur Erhöhung der eigenen Arbeitsmarktchancen gelegentlich dahinter zurück stehen müssen. Globale Messungen und Rankings der Länder, sogar in eigentlichen Ligatabelle(n) (z.B. UNICEF 2007) weisen auf eine steigende Relevanz, die dem Wohlergehen der Kinder zugeschrieben wird, so dass dieses nun seinen Platz auf der politischen Agenda gefunden hat. Und die gleiche starke Orientierung an einem normativen Muster der Kindheit und an Normen kindlicher Entwicklung beinhalten auch die Normalisierungsbemühungen, die eine gesteigerte Beobachtung der Kinder, häufigere Diagnosen von Fehlentwicklungen und entsprechende Korrekturbemühungen nach sich ziehen (Kelle, Tervooren 2008). Diese starke Orientierung an einem normativen Muster »Kindheit« macht Ungleichheiten erst in diesem Maße sichtbar und zum Thema und – im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung – kann es die abweichenden Kindheiten problematischer machen.

Eine vermehrte Orientierung an einem normativen Muster der guten Kindheit und wachsende Ungleichheitsproblematik sind also keine gegenläufigen Tendenzen. Die bereits zitierten Studien von Vincent und Ball

(2007) und Merkle et al. (2008) zeigen, dass das Muster der »guten Kindheit« ausgesprochen anspruchsvoll geworden ist, dass es zunehmend auf Bildungsbemühungen vielfältiger Art ausgerichtet ist und dabei dann auch mehr elterliche Koordinations- und Motivationsleistungen verlangt, während umgekehrt Hilfestellungen der Kinder im Haushalt (Zeiger 2005) oder bei der Geschwisterbetreuung seltener geworden sind. Dies schlägt sich in einer entsprechenden Belastung der Mütter nieder und die von ihnen verlangten Leistungen werden in den USA mit dem Schlagwort des »intensive mothering« angesprochen (Hays 1996) und nehmen etwa im Umfeld von Privatschulen ein besonderes Ausmaß an (Caputo 2007). Das Muster der »guten Kindheit« bleibt also mit der gender-Ordnung eng verknüpft, gerade auch – über die nun höheren Anstrengungen, die es verlangt – in der sozialen Schicht, in der die Frauen mit höherer Bildung ausgestattet sind, aus denen eigene Karrierepläne resultieren könnten.

Der erste Teil der Veranstaltung, die sich vor diesem Hintergrund mit der Ungleichheit in der Kindheit befasst, setzte vor allem auf der diskursiven Ebene an: Wie werden Kindheiten in öffentlichen, wissenschaftlichen und politischen Debatten entworfen, wie wird darin Ungleichheit abgehandelt. *Tanja Betz* setzte sich mit den schlagwortartigen Entwürfen einer modernen und homogenen Kindheit auseinander, der »medialisierten Kindheit«, der »verplanten Kindheit« durch zahlreiche Bildungs- und Freizeitangebote, des »Verhandlungshaushalts«, und zeigte anhand von Daten aus verschiedenen groß angelegten Kindheitsstudien, dass solche Diagnosen die erheblichen Unterschiede übersehen, die für Kindheiten in verschiedenen sozialen Gruppen bestehen. Umgekehrt lässt sich allerdings der Befund einer wachsenden Ungleichheit auf der Ebene dieser Studien nicht nachweisen, da sie nicht in dieser Weise Längsschnittdaten liefern. Auch wenn nun aber Kindheiten nach sozialen Gruppen erheblich differieren, so sind die Kinder fast durchgängig zufrieden mit ihren Bedingungen, welcher Art diese auch sein mögen. Eine Erfassung von Wohlbefinden oder wellbeing, die auf subjektiv erfragte Zufriedenheit abstellt, ist damit von fraglicher Qualität und erfasst eine Anpassungsstrategie von Kindern, die als »Akzeptanz von Ungleichheit« bezeichnet werden könnte. *Miriam Tag* warf die Frage nach der Entwicklung von Indikatoren für die internationale und weltweite Messung von Qualitäten der Kindheit auf und fragte auch nach den möglichen Auswirkungen solcher Messungen. Kindheitsqualität wird hier zumeist auf wenige Indikatoren der Gesundheit und Bildung reduziert. Ein von westlichen Vorstellungen geprägtes Bild der Kindheit wird als uni-

versell gültige Folie der Beobachtung von Ländern und der Selbstbeobachtung durch die Länder etabliert – mit hohem normativem Gehalt. Durch die szientifische Aufbereitung in Rangtabellen, Grafiken, Weltkarten der Kindheitsqualität erhält diese Art der Beobachtung eine unantastbare Objektivität. *Sabine Toppe* analysierte die Diskurse, die um die Ganztagschulen geführt werden. War dieser bisher zumeist eine Betreuungsfunktion zugeordnet und galt die Ganztagschule als Wunderwaffe gegen Verwahrlosung – in einem Diskurs, der mit leichten Variationen über ca. 100 Jahre so geführt wurde –, so wird ihr nun seit PISA auch eine (kompensatorische) Bildungsfunktion zugeordnet. Die Debatte impliziert eine Individualisierung von Armut durch eine Kritik »schlechter« Elternschaft.

Der zweite Teil der Veranstaltung konzentrierte sich auf die individuellen Auswirkungen sozialer Ungleichheit, auf den individuellen Umgang damit und auf mögliche Strategien der Kompensation von Defiziten. Anhand der Daten des DJI-Kinderpanels gingen *Christian Alt* und *Andreas Lange* der Frage nach, wie sich Armut, die länger als ein Jahr andauert, auf Noten, auf die Selbsteinschätzung des Kindes und auf die Persönlichkeit auswirken. Ihre Ergebnisse zeigen, dass sich solche länger dauernde Armut negativ auf die Noten auswirkt, dass sich ein negativeres Selbstbild entwickelt und dass die Kinder mehr motorische Unruhe zeigen. In der Schule erhalten sie gemäß eigenen Angaben mehr Aufmerksamkeit von der Lehrperson. *Katharina Liebsch* bezog sich in ihrem Vortrag auf Überlegungen und Ergebnisse eines laufenden Projekts qualitativer Kindheitsforschung, das am Sigmund-Freud-Institut in Frankfurt angesiedelt ist und in dem der Frage nachgegangen wird, wie die von einer ADHS-Diagnose betroffenen Kinder ihre Diagnose und ihre Medikamentierung erleben und verstehen. In den Erzählungen der befragten Kinder spielen dabei die Anforderungen und Zwänge, denen sie ausgesetzt sind, wie auch ihre Zukunftserwartungen eine wichtige Rolle. In den Interviews geht es zentral um die Angst vor Versagen, vor sozialer Marginalisierung. Die Diagnose ist im ersten Schritt Ausschluss – man kann die Leistungsanforderungen aufgrund von Krankheit nicht erfüllen und ist also zunächst davon befreit – sie eröffnet aber Möglichkeiten des (hochgradig individualisierten) Wiedereinschlusses. Ein solcher verlangt von den Kindern sorgfältige Selbstbeobachtung und entsprechenden Umgang mit den Medikamenten. Die Interviews zeigen, welche hohen Einsatz Eltern und Kinder zu erbringen bereit sind, um den Anforderungen der Selektion Genüge zu tun und wie sehr Expertenwissen und Expertensprache in einem solchen Falle in die alltägliche Lebensfüh-

rung und den Umgang mit sich selbst eingreifen. Auf der Basis von SOEP-Daten analysierten *Jens Kratzmann* und *Thorsten Schneider* die Wirkung einer frühen institutionellen Betreuung für die spätere Bildungskarriere. Als »Erfolgskriterium« verwendeten sie den Zeitpunkt des Schuleintritts. Sie stellten fest, dass bei Kindern aus bildungsfernen Haushalten ein Eintritt in den Kindergarten im Alter von 3 Jahren das Risiko einer späteren Rückstellung vom Schulbesuch reduziert und plädierten deshalb abschließend für eine Kindergartenpflicht ab drei Jahren.

Insgesamt zeigte die kindheitssoziologische Annäherung an das Thema der sozialen Ungleichheit, dass die Herkunft und Lebenslage der Kinder und deren Passung an institutionelle Erwartungen von Gewicht bleiben für die Chancen zur aktuellen und zukünftigen Teilhabe an Gesellschaft (*Betz, Alt und Lange, Kratzmann und Schneider*). Dieser Befund ist nicht erstaunlich und deckt sich mit den Befunden der Bildungsforschung. Indem die kindheitssoziologische Annäherung aber auch die Ungleichheitsdiskurse und die Beobachtung und Bearbeitung von Ungleichheit beobachtet (*Betz, Tag, Toppe, Liebsch*), verliert sie nicht aus dem Auge, wie sehr Kindheit unter normativen Vorgaben steht, wie sehr diese Vorgaben mit der Statusreproduktion verbunden sind, und schärft den Blick für die generationale Ordnung als ein Strukturelement einer ungleichen Gesellschaft.

2. *Gemeinsame Veranstaltung der Sektionen »Familiensoziologie« und »Soziologie der Kindheit«*

Die Veranstaltung unter dem Titel »Familienleben zwischen Norm und Vielfalt: Der Umgang von Eltern und Kindern mit innerfamilialen und gesellschaftlichen Herausforderungen« (10.10.2008, Jena, 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie) war den Lösungen gewidmet, die Familien finden in der Anpassung an resp. Bearbeitung von neuen gesellschaftlichen Möglichkeiten und Zwängen und hier vor allem auch Lösungen, die den intergenerationalen Zusammenhang betreffen: die Gestaltung von Eltern-Kind-Beziehungen und von mehrgenerationalen Beziehungen. War dies ein Thema, das auch darauf abzielte, den Wandel in Familien zu erkennen, so stach allerdings die Konstanz, das Bewährungsvermögen von Lösungen stärker ins Auge. Das betrifft in erster Linie die geschlechtsspezifische Aufteilung der Elternverantwortung, wie die Beiträge von *Esther Geisler, Michaela Kreyenfeld* und von *Matthias Pollmann-Schult* erkennen ließen. Esther Geisler und Michaela Kreyenfeld untersuchten die Inanspruchnah-

me der Elternzeit durch Männer auf der Basis von Daten des Mikrozensus der Jahre 1999 bis 2005. Sie stellten fest, dass diese Inanspruchnahme insgesamt selten ist und sich auf spezifische Konstellationen konzentriert, in denen die Partnerin einen überlegenen Bildungsstatus besitzt. Matthias Pollmann-Schult, der den Wunsch von Vätern nach einer Reduktion des Erwerbsumfanges untersuchte, fand ebenfalls kaum Hinweise auf eine neue Vaterschaft. Wiederum war das höhere Ausbildungsniveau der Frau ein entscheidender Faktor für den Wunsch des Vaters nach einer immerhin geringfügigen Reduktion des Erwerbsumfanges. Die Kinderbetreuung und die Lösung des Problems der Vereinbarkeit von Familie und Beruf standen auch im Zentrum des Beitrags von *Dörthe Gatermann* und *Steffen Kohl*. Sie gingen der Frage nach, auf welche sozialen Netze sich hier Familien in der Großstadt stützen können. Stärker als in früheren Studien scheinen es demnach die Freunde und weniger die Verwandten zu sein, auf deren Hilfestellungen man zählen kann. Allerdings werteten hier die befragten Männer die Verwandtenunterstützung höher als die befragten Frauen; vor dem Hintergrund der Einsichten von Pollmann-Schult und Geisler/ Kreyenfeld ist allerdings anzunehmen, dass sie es eben nicht sind, die die Bedarfswfälle der Unterstützung arrangieren müssen und dass sie also unter Umständen aus zu geringer Kenntnis der Lage die relative Bedeutung der Verwandten überschätzen.

Bettina Isengard und *Marc Szydlík* untersuchten das Auftreten von Mehrgenerationenhaushalten in elf Ländern in Abhängigkeit von verschiedenen wohlfahrtsstaatlichen Parametern. Betrachtet man diese Zusammenhänge, so muss man allerdings zum Schluss kommen, dass Mehrgenerationenhaushalte eher eine Reaktion auf Lücken und Knappheiten sind, wie sie bestimmte wohlfahrtsstaatliche Familienregimes schaffen, und nicht ein Modell der Wahl. In Unternehmerfamilien allerdings ist der Generationenzusammenhang von anderer Bedeutung – dies zeigten *Martin Kohli*, *Isabell Stamm* und *Nicole Schmiade* – und erfordert vor allem in Bezug auf die Regelung der Nachfolge ein Ausbalancieren von privaten und beruflichen Biographien. Der Vortrag von *Sabine Bollig*, *Julia Jancso* und *Marion Ott* knüpfte stark an Themen an, die in der Veranstaltung »Ungleiche Kindheiten« schon zum Ausdruck kamen: die Bedeutung der Experten für ein normatives Muster »gute Kindheit« und die Orientierung von Familien an diesem Muster, die sie auch erkennbar machen, wenn sie sich in der Interaktion mit Experten als ein Ort der Sorge und guten Pflege inszenieren. Untersu-

chungsgrundlage sind hier die beobachteten Interaktionen von Familien mit Experten anlässlich von Schulreifeabklärungen.

Literatur:

- Alt, C., Blanke, K., Joos, M 2005: Wege aus der Betreuungskrise? Institutionelle und familiäre Betreuungsarrangements von 5- bis 6-jährigen Kindern. In C. Alt (Hg.), *Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen*. Bd. 2, *Aufwachsen zwischen Freunden und Institutionen*. Wiesbaden: VS, 123–156.
- Caputo, V. 2007: She's from a 'Good Family': Performing Childhood and Motherhood in a Canadian Private School Setting, *Childhood*, 14, 173–192.
- de Singly, F. 2004: *Le soi, le couple et la famille*. Paris: Nathan.
- Fertig, M., Thamm, M. 2008: Die Verweildauer von Kindern in prekären Lebenslagen. In H. Bertram (Hg.), *Mittelmaß für Kinder. Der UNICEF-Bericht zur Lage der Kinder in Deutschland*. München: Beck, 152–166.
- Hays, S. 1996: *The Cultural Contradictions of Motherhood*. New Haven, London: Yale University Press.
- Kelle, H., Tervooren, A. (Hg.) 2008: *Ganz normale Kinder. Heterogenität und Standardisierung kindlicher Entwicklung*. Wiesbaden: VS.
- Merkle, T., Wippermann, C., Henry-Huthmacher, C., Borchard, M. 2008: *Eltern unter Druck: Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten*. Stuttgart: Lucius.
- Sondermann, A. (i.E.): Familie als Ort der Vernachlässigung elterlicher Pflichten? Arbeitslose und die Sorge um die Zukunft ihrer Kinder. In D. Bühler-Niederberger, A. Lange, J. Mierendorff (Hg.), *Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe*. Wiesbaden: VS.
- UNICEF 2007: *Child poverty in perspective. An overview of child well-being in rich countries*. Florenz: Innoceti Research Centre (Report Card 7).
- Vincent, C., Ball, S.J. 2007: Making Up' the Middle Class Child: Families, Activities and Class Dispositions. *Sociology*, 41, 4, 1061–1077.
- Zeiber, H. 2005: Hausarbeit: Zur Integration der Kinder in die häusliche Arbeitsteilung. In H. Hengst, H. Zeiber (Hg.), *Die Arbeit der Kinder*. München: Juventa, 45–70.

Doris Bühler-Niederberger

Nachruf auf Christel Hopf (27.10.1942 – 23.7.2008)

Wenige Monate, nachdem sie in den Ruhestand gegangen war, fröhlich und guter Dinge angesichts der Zeit, die sie nun für die Musik, für den Besuch von Museen und Kinos, für lange Spaziergänge mit Wulf Hopf, ihrem Gefährten seit der Studienzeit, für Bücher und für Treffen mit Freunden haben würde, erfuhr Christel Hopf, dass sie unheilbar an Krebs erkrankt war. Am 23. Juli 2008 ist sie im Alter von 65 Jahren gestorben.

Christel Hopf wurde am 27.10.1942 in Hamburg geboren und wuchs dort auch auf, mit mehreren Geschwistern, geprägt von dem Milieu einer traditionsreichen Pfarrersfamilie, das ihr die Liebe zur Musik und zur Lektüre, den Sinn für Aufrichtigkeit und für Gerechtigkeit und auch für die Selbstständigkeit im Denken mitgab. In Hamburg begann sie ihr Studium, zunächst mit dem Ziel, Lehrerin für Deutsch und Musik zu werden, wechselte dann in die Soziologie, verließ Hamburg und studierte an der FU Berlin weiter, wo sie 1969 das Soziologie-Studium mit dem Diplom abschloss und 1974 zum Dr. phil. promovierte. Nach Abschluss des Studiums arbeitete sie dort zunächst in einem organisationssoziologischen Forschungsprojekt unter Leitung von Renate Mayntz-Trier, dann als wissenschaftliche Angestellte am Institut für Soziologie der FU Berlin und schließlich, von 1974 bis 1989, am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. In die Zeit am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung fiel auch die Habilitation an der FU (1983). Seit 1989 war sie Universitätsprofessorin für Soziologie an der Universität Hildesheim. Christel Hopf war eine engagierte akademische Lehrerin, verlässlich, den Studierenden zugewandt, und eine Kämpferin für die Soziologie – für eine Soziologie, die ihren Beitrag zur gesellschaftlichen Aufklärung ernst nimmt. Sie hat in vielen Funktionen, beispielsweise als Mitglied im Konzil und im Vorstand der DGS, als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Zeitschrift für Soziologie, als Sprecherin der Arbeitsgruppe »Methoden der qualitativen Sozialforschung« in der DGS und als Vertreterin der wissenschaftlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Geisteswissenschaftlichen Sektion der Max-Planck-Gesellschaft das Ihre dazu getan, die sozialen Bedingungen für die Autonomie der wissenschaftlichen Arbeit zu sichern.

Wenn man Christel Hopfs soziologisches Interesse, ihr Verhältnis zur Soziologie, in aller Kürze charakterisieren will, dann ist wohl ihre Beschreibung als einer »teilnehmenden Beobachterin« am treffendsten. Sie wollte verstehen, was in der sozialen Welt, in der sie lebte, vor sich ging, wie es vor sich ging,

und als Ausgangspunkt für diesen Willen zu verstehen lässt sich die große gesellschaftliche Katastrophe des 20. Jahrhunderts identifizieren, die Herrschaft des Nationalsozialismus in Deutschland. Bereits ihr Engagement während des Studiums in Berlin, unter anderem als Mit-Organisatorin der Anti-Springer-Kampagne, war getragen von der Frage, wie es zum Nationalsozialismus kommen konnte und wie die sozialen Bedingungen auszusehen hätten, die es unmöglich machen würden, dass sich eine solche Katastrophe wiederholte, und der damit verbundene Komplex soziologischer Fragestellungen prägte später auch ihre Forschung. In ihrer Diplomarbeit ging es um den Einfluss der Wirtschaft auf die redaktionelle Arbeit von Zeitungen, in ihrer Dissertation um das gesellschaftliche Bewusstsein von Angestellten und Beamten des öffentlichen Dienstes; spätere Forschungsprojekte beschäftigten sich mit den Voraussetzungen des Nationalsozialismus, wie sie im Schulunterricht vermittelt werden, mit der Entwicklung autoritärer und rechtsextremer Dispositionen in der Familie, mit interkulturellen Beziehungen und Konflikten im schulischen Alltag. Das Interesse an der Bindungsforschung – das sich in dem wunderbaren Buch »Frühe Bindungen und Sozialisation« von 2005 niederschlug –, an Fragen der Bildung und der Schule ist im Kontext der Beschäftigung mit diesem Problemkreis entstanden, und auch Christel Hopfs kontinuierliche Auseinandersetzung mit theoretischen und methodischen Fragen der Sozialforschung, insbesondere mit den Methoden der qualitativen Sozialforschung, ist in diesem Zusammenhang zu sehen.

Christel Hopf war eine leidenschaftliche Sozialwissenschaftlerin, unbestechlich, mit scharfem analytischem Verstand, und so gerne sie mit Freunden lachte und sich über dieses und jenes lustig machte, in ihrer Arbeit und in allen Dingen, in denen es um Gerechtigkeit und gesellschaftliche Vernunft ging, argumentierte und handelte sie mit tiefem Ernst. Sie glaubte an die Kraft der wissenschaftlichen Aufklärung und der vernünftigen Argumentation, und sie war überzeugt von der Notwendigkeit der Selbstreflexion als einer zentralen Voraussetzung jeder Erkenntnis. Ich habe sie kennen gelernt, als wir beide an der FU Berlin Soziologie studierten, sie war Chefredakteurin der vom AStA herausgegebenen Zeitschrift »FU-Spiegel«, und sie hat damals schon mit der Unbedingtheit auf die Kraft des Arguments gesetzt, auf die Klarheit der Analyse und die abwägende, Gegenpositionen einbeziehende Rede, die sie auch später, in den wissenschaftlichen Gesprächen und fachpolitischen Diskussionen der soziologischen Gemeinschaft, auszeichnete. Ihr Tod kam viel zu früh.

Beate Kraus

Habilitationen

Dr. Gabriele Wagner hat sich am 9. Juli 2008 in der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität Bielefeld habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Ambivalenzen und Paradoxien des Postfordismus«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Call for Papers

Visualisierung sozialer Netzwerke

Frühjahrstagung der AG »Netzwerkforschung« in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, in Zusammenarbeit mit dem Sfb 536 »Reflexive Modernisierung«, München, 1. und 2. Mai 2009

Komplexe soziale Systeme lassen sich nur begreifen, indem man sie (auch) als Netzwerke versteht und untersucht. Dabei finden sich heute in allen Phasen des Forschungsprozesses visuelle Darstellungen von sozialen Netzwerken: Das fängt nicht erst bei der Darstellung, Präsentation und Vermittlung von Forschungsergebnissen an, sondern beginnt schon bei der Erhebung von Netzwerken mit Hilfe von Netzwerkkarten, -zeichnungen und -diagrammen. Vor allem sind Visualisierungen auch ein wichtiges Instrument bei der Exploration und Datenanalyse. Obgleich die Visualisierung sozialer Netzwerke zum Alltag der NetzwerkforscherInnen gehört, wird ihre Rolle in der Forschungspraxis und ihr Einfluss auf den Erkenntnisprozess selten explizit thematisiert oder gar problematisiert. Hinzu kommt, dass mit neuen Softwarelösungen auch Standards in der Darstellung von Netzwerken gesetzt werden, welche die allgemeine Vorstellung von Netzwerken prägen. Den Potentialen und Grenzen von visuellen Darstellungen bei der Untersuchung sozialer Netzwerke möchten wir im Rahmen der Tagung genauer nachgehen. Thema sind Netzwerkvisualisierungen und die Rolle bildgebender Verfahren im gesamten Forschungsprozess: von der Datenerhebung über die Unterstützung bei der Auswertung bis zur Präsentation von Forschungsergebnissen. Der Fokus auf die visuellen Darstellungsformen als Analysemittel komplexer Strukturen bietet die Chance einer reflexiven Thematisierung der Praxis der Netzwerkforschung. Die Tagung ist explizit interdisziplinär angelegt und soll den (gerne auch kontroversen!) Austausch und die kritische Diskussion zwischen

Visualisierungsanwendern, -entwicklern und -rezipienten anregen. Fragen, die behandelt werden sollen, sind:

- *Forschungspraxis – Reflexion.* Willkommen sind Beiträge aus der Forschungspraxis, bei der die Arbeit mit visuellen Darstellungen von Netzwerken vorgestellt, problematisiert und kritisch reflektiert wird. Welche Vorgehensweisen gibt es überhaupt? Welche Rolle spielen Visualisierungen sozialer Netzwerke im Forschungsprozess, bei der Datenerhebung, -analyse und Ergebnispräsentation?
- *Qualitäts-Standards der Visualisierung.* Erwünscht sind Beiträge zur Qualität und den Standards von Netzwerkvisualisierungen: Wie soll man Bilder von Netzwerken einschätzen? Welche Erfahrungen gibt es? Welche Standards sind möglich, sinnvoll, notwendig? Können Netzwerkvisualisierungen (durch stärkere Formalisierung) besser vergleichbar werden? Droht eine schleichende Formalisierung der Geistes- und Kulturwissenschaften über den (leichtfertigen) Gebrauch von Visualisierungen? Was wird von der Community (an Darstellungsmöglichkeiten, Transparenz) gewünscht?
- *Was machen Bilder? Macht der Bilder.* Füllen Netzwerkvisualisierungen eine »epistemische Leerstelle« oder geben sie »nur« eine neue Perspektive der Darstellung von Inhalten? Welche Macht kommt dem Bild und seiner Sichtbarkeit zu? Welche Möglichkeiten, welche Beschränkungen ergeben sich aus der Materialität? Gefragt sind Beiträge zu den (kognitiven, philosophischen, kunsthistorischen – und sozialen!) Grundlagen des Umgangs mit Bildlichkeit bei der Erforschung sozialer Netzwerke. Wo liegen gegebenenfalls auch Gefahren, Probleme der Verwendung von Bildern?

Keynote-Vorträge: Der Anthropologe Jeffrey C. Johnson (University of East Carolina, angefragt), der Medienwissenschaftler, Philosoph und Mathematiker Prof. Dr. Dieter Mersch (Potsdam), der Informatiker Prof. Dr. Ulrik Brandes (Konstanz) und der Soziologe PD Dr. Lothar Krempel (Köln) werden als Gastredner übergeordnete Expertisen einstreuen.

Workshop: In einem der Fachtagung angegliederten Methodenworkshop wird außerdem die Möglichkeit bestehen, einzelne Erhebungs- und Auswertungsinstrumente und -verfahren (Erfahrungen mit Netzwerkzeichnungen, -karten, Visualisierungsstrategien komplexer Netzwerke etc.) ausführlicher kennenzulernen und mit mehr Zeit als sonst üblich zu diskutieren.

Bitte geben Sie bei Ihrer Vortragsbewerbung an, ob Sie eine Präsentation im Rahmen dieses Workshops halten möchten. Geplant ist, ein Buch zum Thema herauszugeben, in das wir die besten Beiträge aufnehmen möchten. Referatsangebote mit einem max. 2seitigen, aussagekräftigen Abstract bitte bis spätestens Freitag, den **30. Januar 2009** an: tagung@netzwerkvisualisierung.de

Die Benachrichtigung über die Annahme der Vorträge erfolgt bis spätestens Ende Februar. Vorbereitung und Organisation: Roger Häussling (Karlsruhe), Betina Hollstein (Berlin), Katja Mayer (Wien), Jürgen Pfeffer (Wien) und Florian Straus (München)

Wozu empirische Sozialforschung?

Gemeinsame Tagung der Methodensektionen der DGS,
Universität Marburg, 17. und 18. April 2009

Qualitative und Quantitative Sozialforschung haben gewisse Schnittmengen, operieren in ihren Kernbereichen aber fast wie in verschiedenen Disziplinen: ohne viel Interesse oder Verständnis für die je andere Seite. Diese Indifferenz hat durchaus legitime Aspekte und liegt der Teilung in zwei Sektionen zugrunde. Andererseits ist unterhalb der Klischees des »Quantitativen« und »Qualitativen« und in zahlreichen oberflächlichen Lehrbuchdarstellungen kaum ausgelotet, in welchen soziologischen Grundhaltungen eigentlich die divergierenden methodologischen Orientierungen begründet sind. Die gemeinsame Tagung der beiden Methodensektionen der DGS soll daher mit einem bewusst allgemein gehaltenen Titel zu einem Austausch über grundsätzliche Fragen empirischer Sozialforschung einladen:

An welchen unterschiedlichen Gegenständen entstehen die voneinander verschiedenen methodologischen Orientierungen? Was sind die Erkenntnisinteressen? Was sind ihre wissenschafts- und sozialtheoretischen Prämissen? Welches Spektrum an Forschungsstrategien wird verfolgt? Worin besteht der theoretische oder praktische Sinn der Forschung? Was bedeutet eigentlich »empirisch« in den Varianten empirischer Sozialforschung? Und schließlich: Woran bemisst sich die Qualität empirischer Forschung?

Auf diese Fragen lassen sich ganz unterschiedliche Antworten geben und man darf die Vermutung wagen, dass die Antworten, die aus den bei-

den Sektionen kommen, nicht einheitlich ausfallen. Interessant sollte aber sein, über welche Fragen Konsens besteht und über welche sich rationaler Dissens herstellen lässt.

Abstracts für Beiträge bitte bis zum **31. Januar 2009** an die Sprecher der Sektionen:

Jörg Strübing

E-Mail: joerg.struebing@uni-tuebingen.de oder

Christof Wolf

E-Mail: christof.wolf@gesis.org

Professionalism in the era of complexity:

New frames for existing and emerging professional projects

Research Network 19 »Sociology of Professions«, 9th Conference of the European Sociological Association, Lisbon, 2 to 5 September 2009

The tight interweaving of the key modern ideas »professionalism« and »the state« is currently unraveled as a result of the globalization of politics and economy. The destabilization of the national frame for professionalism calls into question the old regulatory bargains shaping professional work in Europe. Notable in the European context is how the complex processes of European integration add new transnational dimensions to professional work. The emerging political, legal and economic regulation and governance at the transnational level gradually redraws social, cultural as well as geographical boundaries that reorder professional groups. Different professions encounter the challenges presented by the global age in diverse ways. Professions in business or politics, for instance, are heavily involved in the work of globalizing society and the processes of globalization, which in turn, directly restructures their institutions. In contrast, professions providing services historically perceived as public goods continue to be organized largely in the national frame. Yet, this type of professions is also affected by globalization, as the principles of global neo-liberal market economics are implemented on public management. Similar influences also reshape the terms and conditions of cultural professions, as the logic of commercial service gradually affects all forms of professional work.

The resulting challenges for the sociology of professions are manifold. First, »top-down« analyses can shed light to how intergovernmental policy processes, the actions of international trade organizations as well as the practices of transnational firms contribute to emerging transnational forms of professional work. A related theme is the emergence of transnational professional associations. Second, »bottom-up« scholarship holds the potential to examine micro-level social transformations of professional work associated with the international migration flows of professionals and other forces contributing to transnationalization of work. Furthermore, a third possible line of scholarship can study the role of expert knowledge and experts in the creation of new frames and boundaries, as exemplified by the making of »European society«. Sociological analysis can, for instance, explore the diverse new and remade forms of expertise as well as the roles of professionals as risk managers, »knowledge brokers« et cetera, in the diverse processes involved in the reframing of »society«. Possible session foci addressing the above-described complex social trends include:

- Professionalism and the reframing of institutions: new ties and old tensions
- The formation of professions revisited: emergent professional groups
- Changing cultures of professional work
- Professionalism and the dynamics of jurisdictional expansions: geographical, contextual and substantive issues
- »Risk managers« and »knowledge brokers«: professional knowledge in organizations
- Professionalism and consumerism: challenging power regimes?
- Professions on the move: migration and flexibility
- Rethinking social inequalities and professions: gender, ethnicity and class
- Professions in comparative perspective: new and existing concepts
- The professions in international perspective: changes and continuities
- Careers and professional paths
- Changing professional skills and competence
- Upsetting the health professional workforce: collaborative care and professional boundaries – joint session with RN16 »Sociology of Health and Illness«

We invite papers addressing these and other issues related to changes in professionalism and professional groups either in a single country or occupation or in a comparative perspective. We especially encourage submissions from PhD students.

The deadline for submitting an abstract of no more than 250 words is **31 January 2009**. If your abstract is accepted, full papers must be submitted by 15 August 2009 at the latest. Please visit the ESA website www.europeansociology.org where information on the 9th ESA Conference is available, including further instructions on abstract submission.

Contact:

Sirpa Wrede

E-Mail: Sirpa.wrede@helsinki.fi

Ellen Kuhlmann

E-Mail: e.c.kuhlmann@bath.ac.uk

Soziologische Bildungsforschung: Ihre Bildungsbegriffe und ihre Situierung im Feld der neueren interdisziplinären Bildungsforschung

Herbsttagung der Sektion Bildung und Erziehung der DGS, PH Freiburg,
9. und 10. Oktober 2009

In Folge der Debatte über die Bildungserfordernisse der sog. Wissensgesellschaft, der Ergebnisse der neueren Schulleistungsstudien (IGLU und PISA) sowie der vielfältigen, von Eltern, Lehrern, aber auch von internationalen Organisationen formulierten Kritik am deutschen Bildungssystem wird der Bildungsthematik im politischen und medialen Diskurs seit einiger Zeit erhebliche Bedeutung zugewiesen. Dies führt auch zu einem Aufschwung und Ausbau der empirischen Bildungsforschung. In diesem multidisziplinären Forschungsfeld wird eine Debatte über disziplinspezifische Fragestellungen, Theorien und Methoden psychologischer, erziehungswissenschaftlicher, organisationswissenschaftlicher, bildungsökonomischer und soziologischer Forschung kaum geführt, sondern tendenziell implizit von der Tragfähigkeit einer inter- bzw. transdisziplinären Herangehensweise ausgegangen. In der Folge ist das Profil einer eigenständigen soziologischen Bildungsforschung gegenwärtig kaum erkennbar. Dies hängt zweifellos damit zusammen, dass soziologische Theorien und Begriffe (insbesondere die grundlegenden Arbeiten von Raymond Boudon und Pierre Bourdieu) inzwischen in anderen disziplinären Kontexten aufgegriffen werden und

auch die klassische bildungssoziologische Frage nach dem Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildungserfolg von anderen Disziplinen, insbesondere der Erziehungswissenschaft, thematisiert wird.

Eine vergleichbare Entwicklung ist auch in Hinblick auf die Verankerung der Soziologie in den professionsorientierten pädagogischen Studiengängen (insbesondere Lehrerbildung und Studiengänge der Sozialen Arbeit) zu beobachten: Soziologie ist dort als Bezugs- und Grundlagenwissenschaft zwar weiterhin vorgesehen. Sie wird dort jedoch als ein Bestandteil der sog. Bildungswissenschaften bzw. der sog. Sozialarbeitswissenschaft verstanden und damit von vornherein in einem interdisziplinären Kontext situiert. Damit verbindet sich eine Infragestellung der Notwendigkeit, für die Vermittlung soziologischen Wissens eigenständige soziologische Lehrstühle aufrechtzuerhalten bzw. zu schaffen.

Im Rahmen der geplanten Tagung soll die sich abzeichnende Konturierung einer interdisziplinären Bildungsforschung, in der disziplinäre Unterschiede sich vermeintlich auflösen bzw. ihre Ränder unsichtbar werden, nicht als selbstverständliche Entwicklungstendenz des wissenschaftlichen »Fortschritts« zur Kenntnis genommen, sondern auf ihre Voraussetzungen und Folgen hin hinterfragt werden. Um die inter- und transdisziplinären Verhältnisbestimmungen und Abgrenzungen innerhalb der Bildungsforschung auszuloten, soll insbesondere danach gefragt werden, was eine eigenständige soziologische Bildungsforschung kennzeichnet, was ihre Traditionslinien charakterisiert und worin ihre gesellschaftspolitische Relevanz und ihre wissenschaftlichen Entwicklungsperspektiven zu sehen sind. Zu fragen ist: Welche Theoriebezüge und Forschungsfragen, welches Bildungsverständnis, welche methodischen Zugangsweisen konturieren eine sich als genuin *bildungssoziologisch* verstehende Forschung und Theorieentwicklung?

Gewünscht sind in diesem Zusammenhang insbesondere Tagungsbeiträge, die sich mit den folgenden Fragen auseinander setzen:

1. Welche Bildungstheorien und Bildungsbegriffe bzw. welches implizite Bildungsverständnis liegt den Forschungszugängen in den beteiligten Disziplinen zugrunde? In welcher Weise kann über die Reflexion und Explikation dieses Zentralbegriffs zu einer theoretischen Konturierung soziologischer Bildungsforschung sowie zu einer Schärfung der disziplinären Verortung im Feld der Bildungsforschung beigetragen werden? In welchem Verhältnis stehen hierzu der Lernbegriff, der Erziehungsbegriff, der Kompetenzbegriff, der Qualifikationsbegriff oder andere zentrale Konzepte der Bildungsforschung?

2. In welcher Weise wird in der aktuellen Bildungsforschung auf die Traditionslinien soziologischer Bildungstheorien Bezug genommen? Welche älteren Ansätze, welche Theorien der Bildungssoziologie werden gegenwärtig aufgegriffen, welche in der aktuellen Diskussion eher ausgeblendet? Auf welche Menschen- und Gesellschaftsbilder rekurrieren diese jeweiligen Traditionslinien?
3. Welche zentralen Forschungsfragen werden aktuell in sich als bildungssoziologisch verstehenden Forschungsprojekten verfolgt? Welche Rolle spielen hier verschiedene Entwicklungen, zum Beispiel förderpolitische Steuerungsmaßnahmen, die zunehmend auf Output und Rechenschaftslegung fokussieren und die über Lernstandserhebungen Large Scale Assessments/Leistungsmessungen direkt auf die Bildungsforschung Einfluss nehmen? Inwiefern geraten andere Problembereiche aus dem Blick, etwa die institutionellen Mechanismen und Prozesse oder die außerinstitutionellen, lebensweltlichen Bildungsprozesse, Fragen des Zustandekommens von herkunftsbedingter Bildungsungleichheit? Wie verhält sich das Reflexions- und Analysepotenzial der Soziologie zum Anspruch von Handlungswissenschaften, für die Praxis »nützlich« und »anwendbar« zu sein?
4. Wie lässt sich die Position der Bildungssoziologie in der gegenwärtigen Hochschullandschaft kennzeichnen? Welche Verschiebungen ergeben sich hier in den institutionellen Gefügen, insbesondere im Hinblick auf eine interdisziplinär gedachte, meist aber erziehungswissenschaftlich dominierte »Bildungswissenschaft«? Welche Entwicklungstrends lassen sich hinsichtlich des Stellenwerts der Soziologie im Kanon anderer sozialwissenschaftlicher Fächer erkennen, etwa im Bereich der LehrerInnen(aus)bildung oder anderer pädagogischer Berufe?

Vor dem Hintergrund der skizzierten Fragehorizonte sind theoretisch, aber auch empirisch akzentuierte Beiträge gewünscht, die zur Erhellung der disziplinären Konturen einer genuin soziologischen Bildungsforschung beitragen und die danach fragen, worauf sich die Existenzberechtigung einer disziplinär eigenständigen Bildungssoziologie gründet und welche Forschungsperspektiven für die Bildungssoziologie mittelfristig von zentraler Bedeutung sind.

Vortragsangebote mit einem maximal zweiseitigen Abstract möglichst per E-Mail bitte bis zum **31. März 2009** an:

Prof. Dr. Albert Scherr

E-Mail: BildungstagungFreiburg@online.de (**Achtung:** nicht t-online)

Employment Uncertainty and Family Dynamics

Joint workshop of the French National Institute for Demographic Studies, the Max Planck Institute for Demographic Research and Stockholm University, Berlin, 2 and 3 July 2009

In many European countries, we witness an increase in atypical, instable and precarious employment situations. Youth unemployment, term-limited working contracts and marginal employment have become a common experience during the early life course. An important question is how these changes in the employment domain affect fertility and family transitions. How do different types of employment uncertainty relate to entry into union, entry into parenthood and the decision to have further children? What socioeconomic and cross-national differences are important? What is the role of gender? What is the interplay of the couple's employment situation and family dynamics? How important are state policies in mediating the effects of employment uncertainty on childbearing and family dynamics?

These are some of the questions we want to discuss at this workshop. We are open to contributions from various disciplines such as demography, economics, sociology, anthropology or statistics. Quantitative as well as qualitative studies are welcome.

Organization Team: Gunnar Andersson (Stockholm University) Michaela Kreyenfeld (Max Planck Institute for Demographic Research) Ariane Pailhé (French National Institute for Demographic Studies)

Deadline for submission of a one-page proposal is **April, 1st 2009**. Proposals can be sent to Gunnar Andersson (gunnar.andersson@sociology.su.se). Travel expenses and hotel accommodation will be paid by the workshop organizers.

Tagungen

Polen – Migrationen und Transfers Geschichte – Kultur – Gesellschaft – Wirtschaft

Erste Tagung Deutsche Polenforschung, Wissenschafts- und Kongresszentrum Darmstadt, 26. bis 28. Februar 2009

Erstmals treffen sich in Darmstadt vom 26. bis 28. Februar 2009 disziplinübergreifend Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ganz Deutschland, die sich mit Polen als Forschungsgegenstand beschäftigen. Die Erste Tagung Deutsche Polenforschung will als Kongress, Fachtagung, Kontaktbörse und Ideengeber innerhalb und außerhalb der Wissenschaft auf das Forschungsgebiet Polen aufmerksam machen.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Polen hat in Deutschland zwar Tradition, ist aber wenig koordiniert. Viele Forschungseinrichtungen sind in den vergangenen beiden Jahrzehnten, also gerade nach dem Umbruch in Ostmitteleuropa geschlossen worden, kaum eine ist neu entstanden. Ganz im Gegensatz beispielsweise zur Frankreichforschung sind die Polenspezialisten in Deutschland weitgehend auf sich alleine gestellt.

Die Initiative des Deutschen Polen-Instituts zielt aber nicht nur darauf ab, die wissenschaftliche Beschäftigung mit Polen interdisziplinär zu vernetzen, sondern auch eine breitere Öffentlichkeit auf das Vorhandensein von Polenforschung in Deutschland aufmerksam zu machen. Angesichts der Tatsache, dass der »normale Deutsche« vergleichsweise wenig über Polen weiß, ist dies eine vordringliche Aufgabe.

Das Rahmenthema der Ersten Tagung Deutsche Polenforschung ist von großer Aktualität, denn die Geschichte Polens wie auch die deutsch-polnischen Beziehungen sind bis heute geprägt von den unterschiedlichsten Formen von Wanderung: Es wandern sowohl Menschen als auch Ideen, Waren und Kulturen. Unter den Begriffen »Migration« und »Transfer« werden 40 Referentinnen und Referenten die unterschiedlichsten As-

pekte des Themas behandeln. Die Slawisten, Historiker, Geographen, Soziologen, Politik-, Musik- und Kunstwissenschaftler werden in sieben Sektionen beraten. Eine Podiumsdiskussion zum Thema »Polenforschung zwischen Wissenschaft und Praxis« ist ebenso geplant wie Projektvorstellungen und Präsentationen. Die Veranstalter rechnen mit mehr als 150 Teilnehmerinnen und Teilnehmern.

Die Erste Tagung Deutsche Polenforschung wird organisiert vom Deutschen Polen-Institut in Zusammenarbeit mit dem Gießener Zentrum Östliches Europa, dem Herder-Institut Marburg und der Universität Mainz. Projektpartner ist die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit. Ausführliches Programm und Anmeldungen bis **5. Februar 2009** auf der homepage www.polenforschung.de.

Soziologie in der Öffentlichkeit

Holger Lengfeld	Sociology goes public. Über Laienöffentlichkeit, Bürgeruniversität und eine Stiftungsprofessur für Soziologie	389–406
Berthold Oelze	Soziologen als Unternehmensberater? Chancen einer offensiven Vermarktung soziologischer Kompetenz .	407–420

Identität und Interdisziplinarität

Ronald Hitzler	Grenzen der disziplinären »Ökumene«	145–154
Friedhelm Neidhardt	Das Forschungsrating des Wissenschaftsrats. Einige Erfahrungen und Befunde	421–432

Lehren und Lernen

Frank Welz	Soziologische Forschung und Lehre nach der digitalen Revolution	7–26
Georg Vobruba	Studierende als transitorische Intellektuelle	27–40
Steffen Mau, Karin Gottschall	Strukturierte Promotionsprogramme in den Sozialwissenschaften	41–60
Heinz Steinert	Die nächste Universitäts-Reform kommt bestimmt	155–168
Michael Huber	Die Zukunft der Universität	275–291
Richard Münch	»Märkte und Sozialräume in Europa« Graduiertenkolleg der Universität Bamberg	292–294
Peter Weingart	»Auf dem Weg in die Wissensgesellschaft« DFG-Graduiertenkolleg am Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT) der Universität Bielefeld ...	295–298
Nina Baur, Richard Münch, Maurizio Bach	E-Mail-Debatte: Zukunft der Promotion	433–445

DGS-Nachrichten

Unsichere Zeiten. Themenpapier zum 34. Kongress der DGS 2008 in Jena	61–67
Unsichere Zeiten. Terminübersicht und Calls zu den Plenarveranstaltungen auf dem 34. Kongress der DGS 2008 in Jena	169–190
Silke van Dyk 1922 – 1934 – 2008: Soziologische Wissenschafts- geschichte aus der Jenaer Perspektive	299–306

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Alter(n) und Gesellschaft	193–206
<i>Sektion</i> Arbeits- und Industriesoziologie	74–78
<i>Sektion</i> Frauen und Geschlechterforschung	311–317
<i>Sektion</i> Jugendsoziologie	317–324
<i>Sektion</i> Kulturosoziologie	207–209
<i>Sektion</i> Medien- und Kommunikationssoziologie	209–211
<i>Sektion</i> Methoden der Empirischen Sozialforschung	212–214
<i>Sektion</i> Methoden der qualitativen Sozialforschung	215–219
<i>Sektion</i> Ost- und Ostmitteleuropa-Soziologie	325–327
<i>Sektion</i> Politische Soziologie	328–334
<i>Sektion</i> Professionssoziologie	334–336
<i>Sektion</i> Rechtssoziologie	336–338
<i>Sektion</i> Religionssoziologie	220–224
<i>Sektion</i> Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse	338–342
<i>Sektion</i> Soziologie der Kindheit	225–231
<i>Sektion</i> Soziologie des Körpers und des Sports	232–234
<i>Sektion</i> Soziologische Theorie	78–88
.....	451–454
<i>Sektionen</i> Soziologische Theorie und Kulturosoziologie	89–95
<i>Sektion</i> Wirtschaftssoziologie	343–345
<i>Sektion</i> Wissenschafts- und Technikforschung	454–458
<i>Sektion</i> Wissenssoziologie	235–236
.....	459–462
<i>Arbeitsgemeinschaft</i> Architektursoziologie	462–470

Nachrichten aus der Soziologie

In memoriam Karl-Heinz Hillmann	96–99
Tagungsbericht zum ÖGS-Kongress 2007 in Graz	100–103
»Gesellschaftsanalyse und Sinngebungszwang« M. Rainer Lepsius zum 80. Geburtstag	237–241
Zur Erinnerung an Erwin K. Scheuch	242–244
Karl-Polanyi-Preis der DGS-Sektion Wirtschaftssoziologie	245
Preis der Fritz Thyssen Stiftung für sozialwissenschaftliche Aufsätze	246–250
Schader-Preis 2008 für Klaus von Beyme	251–252
In memoriam Helga Krüger	357–361

Autorinnen- und Autorenverzeichnis

Aderhold, Jens.....	328–334	Guenther, Tina	328–334
Albrecht, Clemens	207–209		346–356
Bach, Maurizio	433–445	Hamp, Andrea	78–84
Backes, Gertrud M.	193–206	Hausdorf, Peter	89–95
Barlösius, Eva.....	338–339	Heinz, Walter R.	357–361
Baur, Nina.....	433–445	Hirsch-Kreinsen, Hartmut	74–78
Beckert, Jens	343–345	Hitzler, Ronald.....	145–154
Bereswill, Mechthild.....	311–317		235–236
Berger, Peter A.....	339–342	Hoffmann, Dagmar	317–324
Böschchen, Stefan	454–458	Huber, Michael	275–291
Bühler-Niederberger, Doris	225–231	Jäckel, Michael	209–211
Delitz, Heike.....	462–470	Jacobsen, Heike	74–78
Diaz-Bone, Rainer	343–345	Kalthoff, Herbert	215–219
Dörre, Klaus.....	61–67	Korb, Simone.....	84–88
van Dyk, Silke	299–306	Kusche, Isabel.....	451–454
Fley, Bettina.....	84–88	Lengfeld, Holger.....	389–406
Flick, Uwe.....	215–219	Lessenich, Stephan.....	61–67
Gärtner, Christel	220–224	Lonitz, Peter.....	251–252
Gottschall, Karin.....	41–60	Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang ...	339–342
.....	357–361	Machura, Stefan.....	336–338
Grüner, Karl-Wilhelm.....	246–250	Mansel, Jürgen	317–324
Grummt, Daniel	89–95	Marquardt, Uwe.....	328–334

Mau, Steffen	41–60	Schweiger, Markus	100–103
Müller, Renate	317–324	Soeffner, Hans-Georg	61–67
Münch, Richard	292–294	Spetsmann-Kunkel, Martin ...	459–462
.....	433–445	Steinert, Heinz	155–168
Mützel, Sophie	343–345	Sterbling, Anton	237–241
Neidhardt, Friedhelm	421–432		325–327
Neu, Claudia	338–339	Strübing, Jörg	215–219
Oelze, Berthold	407–420	Tully, Claus J.	317–324
Oesterdiekhoff, Georg W.	96–99	Vobruba, Georg	27–40
Pfadenhauer, Michaela	334–336		61–67
Sammet, Kornelia	220–224	Weber, Hajo	343–345
Schäfers, Bernhard	242–244	Wehling, Peter	454–458
Schnegg, Julia	232–234	Weingart, Peter	295–298
Schroeter, Klaus R.	193–206	Welz, Frank	7–26
Schubarth, Wilfried	317–324	Wolf, Christof	212–214

Jessica Haas, Stefan Laube, Werner Reichmann Was ist Elite?

Was bedeutet wissenschaftliche »Exzellenz« an Universitäten in Deutschland? Wir nähern uns dieser Frage, indem wir anhand empirischer Daten untersuchen, wie Medien einerseits und Studierende andererseits die Zuerkennung wissenschaftlicher »Elite« und »Exzellenz« deuten. Dabei betrachten wir den Übergang zu einer Exzellenzuniversität als unprogrammierte »Statuspassage«. Da die Konzepte »Elite« und »Exzellenz« hinsichtlich ihrer Bedeutungen und Konsequenzen unterbestimmt sind, sind Akteure, die die Statuspassage zur »Exzellenz« betreten, entsprechend unsicher in der Deutung dieser Passage. Sie entwickeln heterogene Strategien, um mit dieser Unsicherheit umzugehen, gleichen sich jedoch dahingehend, dass sie außerwissenschaftliche Deutungsschemata mobilisieren, um wissenschaftliche »Exzellenz« erklärbar und einschätzbar zu machen. Während diese Deutungsmuster den Medien (und Universitätsrepräsentanten) dazu dienen, das Exzellenzetikett der Universität zu legitimieren – etwa mittels Mythologisierungen –, stehen studentische Deutungen der Statuspassage dazu in einem auffälligen Spannungsverhältnis: Ambivalenzen, Unwissenheit und Fatalisierungen kennzeichnen studentische Strategien der Identifizierung mit der neuerdings exzellenten Universität.

What does scientific »excellence« mean at German universities? In this paper we analyze this question on the basis of empirical data and show how both the media and students interpret the nomination of »elite« universities. We regard the transition to an »elite« university as an unfamiliar »status passage«. The meanings and consequences of the terms »elite« and »excellence« are undefined so actors have problems and are uncertain when interpreting the new status passage. They develop heterogeneous strategies in order to cope with this uncertainty. Both actor-groups use non-scientific categories to explicate and assess scientific »excellence«. Whereas the media (and representatives of the university) use these categories to legitimize the new »elite« label – e.g., by converting it into a myth – students react very differently: Their coping strategies can be characterized as ambivalent, ignorant, and fatalistic.

Regula Valérie Burri Aktuelle Perspektiven soziologischer Bildforschung

Bildern kommt eine zunehmende Bedeutung in der modernen Gesellschaft zu. Dennoch hat sich die Soziologie bis anhin nur zögerlich mit der Rolle von Bildern und Visibilität bei der (Re-)Produktion von Sozialität auseinandergesetzt. Erst in allerjüngster Zeit haben sich einige Vertreter des Fachs dieser Frage angenommen. Aktuell beginnt sich eine soziologische Bildforschung herauszukristallisieren. Der Beitrag zeichnet diesen *Visual Turn* in der Soziologie nach und gibt einen Literaturüberblick.

Images are increasingly important in modern societies. Nevertheless, until recently, social theorists rarely explored the role of images and visual information in the (re-) production of society. Lately, social studies of images have attracted the attention of numerous scholars. This article traces this visual turn and reviews recent studies in German sociology.

Bernhard Schäfers

Helmut Schelsky – ein Soziologie in der Bundesrepublik

Der Beitrag erinnert aus Anlass des 25. Todestages von Helmut Schelsky im Februar 1984 an einen Soziologen, dessen Name mit einer außergewöhnlichen institutionellen und inhaltlichen Aufbauleistung für die Soziologie verknüpft ist und der seit den frühen 1950er Jahren erheblich dazu beitrug, das Fach auch einer breiteren Öffentlichkeit interessant und akzeptabel zu machen. Zugleich wird ein Plädoyer dafür gehalten, Schelsky nicht von einigen frühen Schriften oder seinem politisierenden Spätwerk her neu in die Fachdiskussion einzubeziehen, sondern von Beiträgen zur Allgemeinen Soziologie – ihrer transzendentalen Fundierung und der Theorie der Institution – und verschiedenen Speziellen Soziologien, so der des Rechts, der Technik und nicht zuletzt der Intellektuellen. Schelsky war nicht nur ein »Stichwortgeber des Zeitgeistes«, sondern auch einer von soziologischen Themen und Analysefeldern.

Helmut Schelsky who died 25 years ago contributed substantially to the reconstruction of postwar sociology in Germany. Since the beginning of the 1950s he had a major share in opening sociology to the general public. The article argues that Schelsky should not be judged by some of his early writings or his later work but his input in sociology in general or certain sociological fields like sociology of law, science and technology, or intellectuals has to be considered, too.

Holger Lengfeld

Neuer Bachelor of Arts »Soziologie« an der FernUniversität Hagen

Im Wintersemester 2008/2009 ist an der FernUniversität in Hagen ein neuer Bachelor of Arts »Soziologie« gestartet. Der Studiengang ist für Personen interessant, die aufgrund von Berufstätigkeit, Erziehungsarbeit oder Auslandsaufenthalt kein Präsenzstudium ausüben können. Im Zentrum stehen die allgemeinen Grundlagen und die analytischen Werkzeuge des Fachs, die Methoden der Sozialforschung, eine systematische Einführung in die Analyse der Sozialstruktur und des sozialen Wandels, Vertiefungen in verschiedene spezielle Soziologien und Einblicke in die Nachbarfächer der Soziologie. Nach dem Konzept des »Blended Learning« basiert

der Studiengang auf schriftlichen Lehrtexten, vertiefendem Selbststudium, Präsenzphasen, Online-Seminaren und mentorieller Betreuung über netzgestützte Lernplattformen.

Since winter term 2008/2009 the FernUniversität in Hagen offers a new Bachelor of Arts in Sociology. The degree program is especially conceived for persons who for different reasons are unable to study on-campus. The B.A. program offers sociological basics, analytical tools, empirical research methods, and a systematic introduction to the analysis of social structure and social change. Furthermore it provides deeper insight into different societal fields and related disciplines. Based on »blended learning« the B.A. combines written material, intensive self-studies, on-site teaching, online seminars and mentoring by Internet-supported course management systems.

Wir bitten Sie, bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung zu berücksichtigen:

Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17). Bei *zwei Autor/innen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr Autor/innen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro Autor/in und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Bei *wiederholter Zitierung* ein und derselben Quelle Literaturhinweis wiederholen, nicht Abkürzungen wie »a.a.O.« oder »ebda.« benutzen.

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Auf die Angabe von *online-Quellen* im Text sollte nach Möglichkeit verzichtet werden. Ist dies unvermeidlich, bitte URL mit Datum des Aufrufs angeben: (<http://www.sueddeutsche.de/wissen/artikel/625/56569>, 23. Juni 2007)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor/in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren Autor/innen allenamentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Online-Quellen: Berger, R., Hammer, R. 2007: Links und rechts; das ist hier die Frage. Eine spieltheoretische Analyse von Elfmeterschüssen mit Bundesligadaten. Arbeitsbericht des Instituts für Soziologie der Universität Leipzig Nr. 47, http://www2.uni-leipzig.de/~sozio/content/site/a_berichte/47.pdf (letzter Aufruf 23. Juni 2007).

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte **deutsche und englische Zusammenfassungen von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Speichern Sie Ihren Text bitte im Format Ihres Schreibprogramms und als rtf-file (Rich Text Format) und schicken Sie die Dateien **per E-Mail oder Diskette** an die Redaktion der Soziologie.